

August Quis

Hinterwalden

Berichte eines Dienstes im Wendland (1959-1982)

Inhaltsverzeichnis

Immer im Dienst (Vorbemerkung J. Quis).....	8
Warum Hinterwalden ?	11
1 - Die Zeit davor.....	14
Wie der Erzähler nach Hinterwalden kam.....	15
Oskar Lübbert.....	24
Hochbaumaßnahmen des Landkreises	30
Robert Pompl und Bauten am laufenden Band.....	38
Der Kreistag und der „Baron“.....	49
Ein „Lex Lüchow-Dannenberg“.....	56
Wirtschaftsförderung.....	60
Wie aus der Elbuferstraße eine Elbhöhenstraße wurde.....	62
Lübberts Nachfolger : Wilhelm Paasche.....	68
Der Gartower See und der Naturpark „Elbufer-Drawehn“	74
Die Raumordnung und die Erhaltung des Landkreises.....	84
Die Entleerung des Raumes und die Ortsplanung.....	92
Der „Ool-Schitt“ und die Rettung der Rundlingsdörfer.....	96
Der öffentliche Dienst und die Mitmenschlichkeit.....	105
2 - Atomgewitter über Gorleben.....	111
Atomares Wetterleuchten - Langendorf und Würgassen.....	112
„Die Weser ist breit und die Nächte sind lang.“	115
„Die ich rief, die Geister ...“.....	118
Regenerationsraum oder Abfallwinkel?.....	122
Seltsame Zeichenrollen und die Rolle von RSK und SSK.....	128
Erfahrene Helfer und Warner.....	132
„Maria im Walde“ (Zwischenspiel).....	137
Die zweite Phase: Zwischen- und Endlager (ZEL).....	143
Das Prognos-Gutachten.....	144
Die Wahl des Nachfolgers von Wilhelm Paasche.....	148

Der Bau des Zwischenlagers.....	151
Abschied vom öffentlichen Dienst.....	153
Die Notwendigkeit des Widerstandes gegen die großtechnische Atomkraftnutzung.....	161
Persönliche Erkenntnisse und Bekenntnisse - Persönliche Vorbemerkungen.....	161
Recht und Ordnung.....	163
Staat und Gewissen.....	165
Das Wesen der Radioaktivität.....	167
Castor-„Zwischenlagerung“ und „Entsorgung“.....	171
Schlussfolgerungen.....	174
 3 - Land und Leute.....	 183
 Land und Leute.....	 184
Willi Schulz - Harry Halbohm - zwei wendländische Antipoden.	188
Johann Heinrich Esser.....	192
Ilse Rauchbach und die Frauen von Hinterwalden.....	201
Nicolas Born	207
Der Weise im Waldwinkel.....	219
Gert Kragh und das „Bussauer Manifest“	226
Das „Zentrale Wendland“	234
Der „Tibet-Schäfer“ in der Swinmark.....	238
Zwischen Sammatz und Schnackenburg	246
Der Lemgow und die Walddörfer.....	255
Das Gesicht der Landschaft und ihr Untergrund.....	262
Die Toten vom Hasenberge - Ein Ausflug in die Vorgeschichte. .	268
Wann wurden die Wenden Christen? - Eine dunkle Frühgeschichte	274
Die Grafen von Lüchow Schutzherren des Wendenvölkchens?...	281
Schlussbemerkungen	283
21.3.2001.....	283
18.4.2002.....	285
 Anhang: Bussauer Manifest	 290

zur umweltpolitischen Situation.....	290
Tatbestände und Schlussfolgerungen.....	294
Unberechenbares Zerstörungspotential.....	294
Überlebensprogramme genügen nicht.....	295
Ökologische Kreisläufe.....	296
Schadstoffe werden ausgesondert.....	296
Industrielle Unordnung.....	297
Unumgängliche Verbote.....	297
Rückführung organischer Stoffe.....	297
Wärmeproduktion.....	298
Die technische Welt ist zu schnell.....	299
Die technische Welt ist maßlos.....	300
Die technische Welt ist nicht mehr überschaubar.....	301
Technische Uniformität gegen organismische Mannigfaltigkeit.....	303
Stabilität durch geordnete Vielfalt.....	304
Die industrielle Entwicklung ist zielblind	305
Mansholts Wendung als Beispiel.....	306
Neue Ansätze - statt Revolution.....	306
Hilfe beim Umsteigen.....	307
Ansätze zu einem politischen Programm.....	308
Aus Erfahrung lernen.....	309
Anmerkung zum Bussauer Manifest.....	309
Über den Autor.....	310

Immer im Dienst (Vorbemerkung J. Quis)

Schon bald nach seiner Pensionierung 1982 fing mein Vater an, das Manuskript für dieses Buch zu schreiben. Noch auf die alte Weise mit Schreibmaschine und reichlich Tipp-Ex, um immer wieder an seinem Ausdruck zu feilen. Vom Sommer 2008, als meine Mutter schwer krank wurde, bis zu seinem Tod im Mai 2010 verbrachte ich den größten Teil meiner Zeit bei ihm in Kolborn. Da es sein großer Wunsch war, das Manuskript als Buch zu veröffentlichen, setzte ich mich daran, es einzuscannen und auf meinem Computer zu korrigieren. Zusammen haben wir den Text noch mal überarbeitet und dann Verhandlungen mit einem Verlag aufgenommen. Der Text insgesamt wurde positiv aufgenommen, doch die Rechtsabteilung meldete Bedenken gegen einige Stellen, die möglicherweise zu Klagen führen könnten. Manches davon schrieb er um, aber es gab auch beanstandete Stellen, die er für so wesentlich hielt, das er sie nicht streichen wollte. Das führte dann zu einem Rückzug des Verlags.

In den Verhandlungen wurde mir klar, dass es deutliche Interessensgegensätze zwischen Autor und Verlag gibt. Nicht nur bei den rechtlichen Bedenken, die zum Scheitern führten, sondern auch ganz allgemein. Ein Verlag orientiert sich an der Quantität der möglichen Kundschaft, möchte also ein weitgehend "stromlinienförmiges" Produkt, das nirgendwo aneckt und nichts zeigt, was mögliche Kunden irritieren könnte. Meinem Vater ging es dagegen in erster Linie darum, verstanden zu werden. Er wollte nicht alle möglichen Leser ansprechen, sondern seinen Stil bewahren, um die passenden Leser zu finden. Denn es gibt auch Leser, die etwas besonderes suchen, die merkwürdiges noch wörtlich nehmen, nämlich würdig, die Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Strittig waren beispielsweise Titel und Untertitel. Das Manuskript schrieb er noch unter dem Titel 'Als das Hannoversche Wendland noch "Hinterwalden" war'. Er sah ein, dass er in kürzerer Form besser passte, aber für einen völlig anderen Titel, wie ihn der Verlag

gerne gehabt hätte, konnte er sich nicht erwärmen. Denn ihm bedeutete 'Hinterwalden' etwas, und jemand, dem dabei nur das klischeehaft abfällige 'hinterwäldlerisch' einfällt, würde weder an dem Buch noch am Wendland Gefallen finden.

Ähnliches mit dem Untertitel. 'Bericht eines Dienstes im Wendland' klingt vielleicht etwas trocken und nach Amtsstuben. Aber es entspricht seinen Absichten und Einstellungen. Er wollte ernsthaft berichten über die Zeit und das Land und die Menschen würdigen, mit denen er zu tun hatte. Auf jeden Fall vermeiden wollte er jegliche Ähnlichkeiten zu Memoiren von Prominenten, die vorwiegend die Klatschpresse nähren.

Diese Erfahrung der Interessensgegensätze und der Respekt vor seinem Werk hat mich schließlich bewogen, das Buch selbst zu verlegen. Inhaltlich und auch von der äußeren Gestaltung ist es auf dem Stand, dem mein Vater vor seinem Tod am 1. Mai 2010 zugestimmt hat. Die nachfolgenden Lektoratsarbeiten beschränkten sich auf Rechtschreibung, Zeichensetzung und Grammatik.

Für einige mag es befremdlich erscheinen, dass er für seine Erinnerungen nicht die Ich-Form wählte, sondern vom "Erzähler" bzw. "E" schreibt, wenn es um ihn selbst geht. Diese Ich-Scheu ist aber typisch für ihn, er sah sich immer als Altruist an, Egoismus wäre das Letzte, was ihm jemand hätte vorwerfen können. Gleichwohl haben viele ihn als egozentrisch erlebt und ich schließe mich da nicht aus.

Er war sich selbst nie genug, und nur dann zufrieden, wenn er etwas Höherem dienen konnte. In jungen Jahren, im zweiten Weltkrieg war dies sein Land, Deutschland, bis ihm dabei allmählich klar wurde, dass er mit seinem Einsatz ein schrecklich großes Verbrechen unterstützte. Dieses bittere Erkenntnis belastete ihn schwer und führte ihn im Alter in teilweise schwere Depressionen. In der Wahl seiner Ideale wurde er mit der Zeit immer kritischer, aber ganz ohne etwas Höheres, für das er sich einsetzen konnte, schien ihm sein Leben nicht lebenswert.

Insofern waren seine Aufgaben als Kreisbaurat optimal für ihn. Im Dienst eines kleinen Ländchens zu sein, das groß genug war, um ihn auszulasten und seinen Ideen Wirkungsraum zu verschaffen, doch auch zu klein, als dass davon eine Gefahr für andere ausgehen konnte. Dass er mit seinem Wirken hier auch seine Schuldgefühle etwas abbauen konnte, war sicher auch ein Grund für sein Engagement.

"Er fährt wieder im Kreis herum." hörten wir oft von unserer Mutter, wenn das Mittagessen wegen Dienstreisen ohne ihn stattfinden musste. Am Wochenende führen wir dann gemeinsam "im Kreis herum", mal halbdienstlich, wenn er sich noch dringend irgendetwas anschauen musste, oft aber auch nur, um uns die Schönheit des Wendlands zu zeigen und uns an seiner Begeisterung teilhaben zu lassen. Das ist ihm wohl auch gelungen, das Wendland ist uns bald zu einer Heimat geworden, für die angesichts der Atomanlagen zu kämpfen immer selbstverständlich war.

Seine Unterordnung des Ichs zeigte sich auch in der theoretischen Ablehnung des Individualismus, zB bei der Würdigung von Joachim Fritzen (S. 219ff). Er war aber trotz seines Bekenntnisses zum Dienen und zur Gemeinschaft ganz und gar kein Bürokrat oder gar Büttel, sondern ohne Zweifel ein Individualist mit Eigensinn, der sich weder von Macht noch von Mehrheiten beeindrucken ließ. Ein wesentliches Element seines geistigen Wirkens war die Konfrontation der Gesellschaft mit dem mehrheitlich Ungesehenen und Unbedachten. Und das ist vielleicht das Wertvollste, was ein Einzelner der Gesellschaft geben kann.

Jobst Quis

Warum Hinterwalden ? (Vorwort)

Hinterwalden war einmal und ist nicht mehr. Keine Naturkatastrophe hat den Landstrich verschlungen, nur der Name stimmt nicht mehr. Er war nur für etwa 45 Jahre, von 1945 bis 1990 berechtigt, als ein undurchlässiger Eiserner Vorhang dieses Gebiet von drei Seiten umgab und nur nach Westen Schlupflöcher in den sogenannten freien Teil Deutschlands übrig ließ. Diese Wege aber führten durch einen bis zehn Kilometer breiten, fast menschenleeren Wald. Kein Mensch, der nicht in diesen Winkel wollte, musste ihn auch nur berühren. Trotzdem hat diese Zeit der Abgeschiedenheit die Menschen so tief geprägt, dass sie noch immer die Gegenwart beherrscht und weit in die Zukunft hineinwirken kann.

Was gibt es aus einer solchen abgelegenen Gegend zu berichten oder zu erzählen, die als Provinz zu bezeichnen, schon hochgestapelt erscheint? Die Provinz begann ja erst bei Uelzen, wo es die ersten Nord-Süd-Verbindungen zu den Ballungsräumen und Metropolen des eigenen Landes und der weiten Welt gab. Nun, dieser „gottverlassene Winkel“ (so ein Atom-Lobbyist aus München) wurde zu einem Brennpunkt der Auseinandersetzung um die großtechnische Nutzung der Atomkraft, eine Auseinandersetzung, die weit über den ursprünglichen Anlass hinausreicht und in die tiefe Sinnkrise der Menschheit am Ausgang des 20. Jahrhunderts einmündet. So sahen es wenigstens sensible Geister, wie Robert Jungk, der bis zu seinem Tode bei allen wichtigen Ereignissen und Demonstrationen im Wendland, wie dieser eigenartige Landstrich, historisch belegt, in Wirklichkeit heißt, dabei war, bis zu Ivan Illich, der aus dem fernen Mexiko anreiste, um einer aufmerksamen Zuhörerschaft mitzuteilen, dass selbst im lateinamerikanischen Urwald der Gorleben-Widerstand einen Hoffnungsfunken für eine gerechtere Welt darstellt.

Über seine Erkenntnisse und Erfahrungen will der Erzähler, der fast ein Vierteljahrhundert im Dienste dieses eigenartigen Landstriches stand, berichten. Dieser Bericht ist in drei Abschnitte unterteilt.

Der erste Teil beschäftigt sich mit der Zeit von 1959 bis zur Bekanntgabe von Gorleben, als „Nukleares Entsorgungszentrum“ der Bundesrepublik Deutschland. Ohne die Entwicklung des Sozialgefüges, der Wirtschaft und der Infrastruktur dieses Gebietes wären die Voraussetzungen des Widerstandes nur schwer verständlich, handelt es sich doch um eine Entwicklung, die weitgehend konträr und antizyklisch zur Umgestaltung der anderen Teile der Bundesrepublik verlief. Nur so ist zu verstehen, warum sich das Widerstandspotenzial gegen „Gorleben“ bedeutend erhöhte, dass Zivilisationsflüchtlinge Seite an Seite mit den Einheimischen um den Erhalt ihrer alten oder neuen Heimat kämpften. In diesem Abschnitt wird weniger chronologisch als nach Sachgebieten, wie sie sich aus dem Dienst ergaben, berichtet. Zusätzlich werden richtungsweisende Maßnahmen hervorgehoben.

Der zweite Abschnitt schildert das „Atomgewitter über Gorleben“ auf der Verwaltungsebene des Landkreises vom Anfang bis zum Ausscheiden des Erzählers aus dem Dienst im Jahre 1982. Er ist also keinesfalls die Geschichte der Bürgerinitiative Umweltschutz (BI) oder gar des Gesamtwiderstandes. Dafür kann er einigen Aufschluss geben, unter welchen Bedingungen und bei welchem Erkenntnisstand die entscheidenden Abstimmungen des Kreistages stattfanden und wichtige Maßnahmen der Kreisverwaltung erfolgten.

Erst im dritten Teil sollen „Land und Leute“, so wie sie der Erzähler wahrgenommen hat, etwas allgemeiner dargestellt werden.

Diesem Teil ist mit Genehmigung der Max-Himmelheber-Stiftung gGmbH ein Nachdruck des „Bussauer Manifestes“, zuerst veröffentlicht in „Scheidewege“, 5. Jahrgang 1975, S 469- 484, beigefügt. Es hat - 29 Jahre später - noch an Aktualität gewonnen.

Der Berichterstatter hat bei der Niederschrift die dritte Person als Erzähler gewählt, um bei entschiedener Klarheit über Weg und Ziel seines Dienstes am Allgemeinwohl (res publica) nicht Allzupersönliches einwirken zu lassen. Meist steht dafür nur ein E. Auch für handelnde Personen, die noch leben, stehen in der Regel nur die Initialen. Anders ist dies nur bei jenen, deren Mit- oder Einwirkung als abgeschlossen gelten können. Auch Verstorbene werden mit vollem Namen genannt, ja es ist vielfach das Bestreben des Erzählers, verdienstvolle Männer und Frauen vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Einige Personen werden nur nach der Rolle genannt, die sie in der Geschichte spielten. Genannt seien der „Volksvertreter“, der „Akquisiteur“ und die „Amtsinhaber“. Ihr Rollenverhalten ist so ausgeprägt, dass das Persönliche in den Hintergrund tritt. Sie sind weitgehend austauschbar, deshalb auch nicht persönlich angegriffen.

Diese Schilderungen sind auch ein Rechenschaftsbericht, warum der Erzähler nur so und nicht anders handeln konnte. Im besonderen Maße trifft dies über seine Handlungen während des „Atomgewitters“ zu. Deshalb ist dem II. Abschnitt ein Aufsatz über „Die Notwendigkeit des Widerstandes gegen die großtechnische Atomkraftnutzung“ beigefügt. Sie fasst vor allem seine Wissens- und Gewissenslage zusammen.

1 - Die Zeit davor

Wie der Erzähler nach Hinterwalden kam

Es war im Mai 1959, als der Erzähler zum ersten Mal in den Landkreis Lüchow-Dannenberg einfuhr. Der große Wald, der gleich hinter Rosche das Uelzener Becken von der Jeetzellandschaft trennt, war durchquert. Eine weite, wellige Landschaft, von Großgrün gut gegliedert, lag vor seinen Augen. Der Omnibus ratterte über eine holperige Landstraße aus Katzenköpfen, die nur spärlich und lückenhaft mit einer dünnen Asphaltdecke überzogen war. Sie wurde begleitet von einem breiten Sandstreifen, den „Sommerweg“. Es war eine typische Heidestraße, wie er sie bereits aus seinem Aufenthalt in Hannover in der Kriegs- und Nachkriegszeit kannte.

Hier aber bekam die Heide einen anderen Charakter, vor allem fielen ihm Baumgruppen abseits der Straße auf, die man als Wäldchen hätte ansprechen können, wenn nicht ab und zu ein rotes Ziegeldach etwas vorwitzig aus den Baumkronen hervorgelugt hätte. So vermutete er zu Recht, dass es sich um einige der vielen Dörfer handelte, die er in München auf einer Landkarte von Niedersachsen gesehen hatte. Ähnliche Siedlungsstrukturen waren ihm in Deutschland, das ihm durch die monatelange Wanderung nach Kriegsende und die folgenden Fahrradtouren von Süd nach Nord gut bekannt war, noch nicht untergekommen.

Sie übten auf ihn einen eigenartigen Reiz aus. Bei den wenigen Ortschaften, die der Bus durchquerte, fielen ihm nur die Dorfnamen, wie Dommatzen und Waddewitz auf. Bereits jetzt war er sehr zufrieden, dass er sich entschlossen hatte, erst einmal Land und Leute anzusehen, bevor er die Bewerbung um den Posten des Kreisbaurates abgab oder endgültig verwarf.

Als er einige Wochen vorher in München die Stellenausschreibung beim Landkreis Lüchow-Dannenberg in einer Fachzeitschrift las, fiel ihm nur der für Niedersachsen ungewöhnliche teilweise slawische Namen auf. Da eine solche Stelle sein bevorzugter Berufswunsch war, kaufte er sich erst einmal eine Verwaltungskarte von

Niedersachsen. Als er den Winkel sah, der halbinselförmig von der damaligen Zonengrenze umgeben war, entfuhr es ihm spontan: „Du gehst doch nicht zu den Russen!“ Das war eine Redewendung, die damals in weiten Teilen der Bundesrepublik üblich war. Damit schien die Angelegenheit erledigt zu sein.

Erst kurz vor dem Ablauf der Bewerbungsfrist ging ihm eines Nachts das Ganze noch einmal durch den Kopf. Er holte sich die Landkarte hervor, sah die Elbe, die vorgelagerten kleinen Seen und größere Flächen, die das Zeichen von Sumpfland trugen. Dabei erinnerte er sich an Filme aus dem norddeutschen Flachlande, etwa an „Immensee“ und „Jugend“, und die große Faszination, die diese Landschaft auf ihn damals ausübte. Da er die Kinder sowieso zu den Schwiegereltern nach Frankfurt bringen wollte und damit den halben Weg bereits hinter sich wusste, beschloss er, hinzufahren und die Bewerbung von dem Eindruck der Landschaft abhängig zu machen.

Die Bewerbungsunterlagen hatte er ja bereits für andere Gelegenheiten gesammelt, sodass nur noch ein kurzes Begleitschreiben nötig war. Als er in Lüchow aus dem Bus stieg, war er von der kleinen, sauberen Fachwerkstadt sehr beeindruckt. Sie schien ihm kaum weniger attraktiv zu sein als Hannoversch-Münden, wo irgendwelche Leute seine Bewerbung unterschlagen hatten, um einen anderen Kandidaten durchzubringen.

Er fragte nach dem Kreishaus und stand kurz darauf davor. Ihn erfasste erst einmal ein großer Schreck. Was war dies für ein Gebäude, besser, für ein Gebäu, das sich ihm da darbot? Links ein übersteiler Giebel mit einem Erkertürmchen, eine Art Stadtburg, spätgotisch anmutend, etwa so, wie sich Klein-Fritzchen „gotisch“ vorstellt. Durch stark profilierte Pilaster wurde der Giebel viergeteilt, an den Dachschrägen liefen sie mit zwiebelförmigen Abschlüssen über den Ortgang hinaus. Die weiß getünchten Zwischenfelder waren durch schmale Lisenen jugendstilartig aufgeteilt. Saßen die Fenster des zweiten Obergeschosses noch wohlgeordnet zwischen den Pilastern, so nahmen Ober- und Erdgeschoss in

Aufteilung und Profilierung keinerlei Rücksicht mehr auf die Architektur oben. Wie ein dunkles Tor für untertänige Spießgesellen erschien ihm der Haupteingang. Dazu war die Westecke durch eine Tür leicht abgeschrägt und erinnerte ihn mehr an eine Berliner Eckkneipe als ein Verwaltungsgebäude.

„Hier bringen mich keine zehn Pferde hinein“ sprach er zu sich selber und ging in Richtung Marktplatz zurück. Wäre gleich ein Bus nach Uelzen gefahren, sein Gastspiel in Hinterwalden wäre nur von sehr kurzer Dauer gewesen. So aber gab es die nächste Verbindung erst am späten Nachmittag.

Er ging durch die Burgstraße in den Amtsgarten, setzte sich auf eine Bank - und aß die mitgebrachten Butterbrote. Es war, wie gesagt, Mitte Mai. Die Blumen blühten in voller Pracht und die Vögel sangen mit einer Inbrunst, wie er sie schon lange nicht gehört zu haben glaubte. Vor ihm am Fuße des kleinen Hügels, lag die Burgstraße mit ihren schönen, auch proportional geglückten Häusern. Im Osten sah er eine Turmspitze, wohl ein Überrest der alten Stadtbefestigung, hervorlugen.

Er ging ein paar Schritte hinauf zu einem mächtigen, runden Backsteinturm, einem wuchtigen ehemaligen Bergfried. Von dort sah er im Südosten den schönen Stufengiebel einer Kirche in Backsteingotik, die ihn an die Probsteikirche seiner Heimatstadt Troppau erinnerte.

Sah er nach Süden, ahnte er eine große, weite Landschaft, halb verdeckt durch mächtige Bäume in ihrem jungen Grün. Ab und zu schimmerte eine kleine Wasserfläche eines Flüsschens durch einen Schilfgürtel an seinen Ufern.

Er begann mit sich selbst zu hadern, nannte sich einen Feigling, der vor jeder Ungereimtheit gleich davon läuft, ohne ein Trotzdem entgegenzusetzen. Seine Aufgabe würde es doch nicht sein, dieses missglückte Kreishaus in seinem unsicheren Gründerstil zu bewachen und zu bewahren. Dieses schöne, kleine Städtchen, in dem Jahrhunderte aufgespeichert waren, vor Verunstaltung zu schützen,

das konnte doch zusammen mit der Pflege der einzigartigen Landschaft, einschließlich ihrer Dörfer, die er bei der Herfahrt gesehen hatte, eine lohnende Lebensaufgabe sein.

So gab er sich selbst den Auftrag nach der Mittagspause in das Kreishaus zu gehen. Ohne noch einmal einen prüfenden Blick auf das Gebäude zu werfen, ging er durch die dunkelgrüne, nicht sehr einladende Tür. Eine breite, bequeme Treppe, die von oben das Licht erhielt, lud ihn zum Hinaufgehen ein. Oben empfing ihn eine kleine pfeilergetragene Halle. Ein seriöser, fast gleichaltriger Mann kam vorbei und sagte auf seinen, fragenden Blick hin: „Kann ich Ihnen behilflich sein?“ E brachte sein Anliegen mit der Stellenausschreibung vor.

„Ja, heute ist der letzte Bewerbungstag . Aber bitte, kommen Sie doch weiter!“ und er öffnete eine Tür. Der Raum war groß und freundlich. „Wir haben weit über zwanzig Bewerbungen, aber wie viele für die Stelle ernsthaft in Frage kommen, muss noch genau geprüft werden. Wir würden uns freuen, wenn auch Sie Ihre Bewerbung abgeben würden.“ Das tat der Erzähler dann auch und fuhr mit einiger Befriedigung nach München zurück.

Monate vergingen, ohne dass eine Nachricht aus Lüchow eintraf. E bekam neue Entwurfsaufgaben zwischen Inn und Rupertiwinkel: Pionieranlagen in Degerndorf, eine Zollstation in Schwarzbach und ein Erholungsheim für Kriegsversehrte in Bad Reichenhall. Der Job ging weiter, das Bleiben in München schien beschlossen. Der Führerschein wurde erworben und eine Garage wurde gebaut.

Hinterwalden war schon halb vergessen, als seine Frau im Amte anrief, es sei ein Brief aus Lüchow angekommen und darin stehe, dass er in die engere Wahl gekommen sei. Er möge sich in drei Tagen dem Kreistag vorstellen. Sofort reichte er Urlaub ein und fuhr am Vorabend der Kreistagssitzung mit dem Nachtzug nach Norden.

Diesmal, es war gegen Ende September 1959, konnte er mit dem Zug bis nach Dannenberg fahren. Obwohl er erst in den späten Morgenstunden dort ankam, nahm er von der Landschaft kaum etwas wahr. Zu sehr war er mit den Gedanken beschäftigt, was er den Kreistagsabgeordneten über seine Beweggründe der Bewerbung sagen sollte. Dass er Chancen besaß, gewählt zu werden, entnahm er schon der Tatsache, dass man ihn aus München kommen ließ. Nur um der Form der ausreichenden Kandidatenauswahl Genüge zu tun, hätte man sicher näher Wohnende gefunden, für die weit weniger Reisekosten zu zahlen gewesen wären.

Als er in Dannenberg-West ausstieg, war er von dem leuchtenden Ziegelrot der Vorstadtsiedlung, das sich sehr wohltuend mit dem Grün der Hecken und Bäume mischte, angenehm berührt. Bald hatte er das unter großkronigen Eichen liegende Schützenhaus erreicht, in dem die Kreistagssitzung stattfinden sollte.

In der Gaststube saß an einem Tisch ein um einige Jahre älterer Herr dessen korrekte Haltung und Kleidung vom Scheitel bis zur Sohle auffällig war. Er nickte E freundlich zu und lud ihn mit einer Handbewegung ein, sich zu ihm zu setzen. Nachdem sie die Namen getauscht hatten, begann der Mann mit den Nadelstreifenanzug sofort mit dem Gespräch. „Sie sind also mein Mitbewerber! Erstaunlich ist nur, dass kein dritter Kandidat, wie üblich, eingeladen wurde. Aber auch das wäre nur Formsache. Entschuldigen Sie bitte, dass ich es so frei heraus sage, auch Sie sind nur pro forma hier. Meine Wahl ist so gut wie gesichert.“ Wollte er ihm damit sofort jeden Schneid abkaufen?

Aufmerksam hörte E zu und erfuhr, dass sein Gegenüber noch vor wenigen Jahren Dezernent beim Regierungspräsidenten in Lüneburg war. Dabei hatte er die Bekanntschaft mehrerer Kreistagsabgeordneter gemacht. Besonders gut sei sein Verhältnis zur Deutschen Partei (DP), die im Kreistag die weitaus stärkste Fraktion stelle.

Hier im Norden hielt man zumindest auf dem Lande noch etwas auf nationale Gesinnung. Als Hauptmann der Reserve und Träger

des deutschen Kreuzes in Gold hätte er auch diesbezüglich die besten Chancen. Er vergaß auch nicht zu erzählen, dass er noch Stadtbaurat in Feucht bei Nürnberg sei, aber die Bayern wären ein schlimmes Volk, sodass er lieber hier unter Seinesgleichen sei, auch wenn er erst einmal nur nach A 13 statt nach A 14 besoldet würde.

So erfuhr E fast nebenbei, welche Marschrichtung sein Mitkonkurrent einzuschlagen beabsichtigte. Mit Korrektheit, Standesbewusstsein und preußischer Pflichterfüllung war ihm nicht beizukommen. Das lag dem Erzähler auch gar nicht. Seine Triebfeder für die Bewerbung war, hier eine Lebensaufgabe zu finden, diesen großen aber abgelegenen und bevölkerungsschwachen Landkreis nach besten Kräften mitzugestalten. Dass er mit diesen emotional gefärbten Beweggründen hier im Norden nicht Erfolg haben könne, wollte er nicht glauben. Die einzige Klippe, die es zu umschiffen galt, war, dem Kreistag seine Motive glaubhaft zu machen, ohne unsachlich zu werden.

Da betrat Kreisbürodirektor Winterhoff die Gaststube, den E als den freundlichen Herrn wiedererkannte, der seine Bewerbung entgegengenommen hatte. Er brachte die Themen für einen Kurzvortrag vor dem Kreistag. Sein Mitbewerber sollte als erster über „Die Bauaufsicht im Rahmen des Landkreises“ referieren, er aber sollte seine Vorstellungen über „Die Aufgaben eines Kreisbaurates“ vortragen. Dieses Thema war viel ausbaufähiger und der Erzähler ahnte, dass einflussreiche Personen ihre Hoffnungen auf ihn setzten.

Als er nach etwa einer halben Stunde in den Saal gerufen wurde, in dem die über dreißig Kreistagsabgeordneten und die Verwaltungsspitzen saßen, trug er frei und gelöst seine Bewerbungsmotive in aller Offenheit vor: Einen Stundenplan für einen Kreisbaurat könne er nicht aufstellen, aber über die Aufgaben, die ihn hier im Falle seiner Wahl erwarten, sei er sich im Klaren und auch dementsprechend ausgebildet. Dazu sei er als Ratsmitglied einer Münchener Vorortgemeinde mit den kommunalen Sorgen und Nöten bestens vertraut.

Dann spannte er einen großen Bogen über alle Sachgebiete und stellte deren Vernetzung heraus. Es gelte die Schönheit und Eigenart dieses Landstriches zu bewahren ohne die nötige Weiterentwicklung zu verhindern. Dazu gehöre eine sorgfältige Orts- und Kreisplanung, die sowohl auf die Landschaft als auch auf die Bedürfnisse der Bevölkerung Rücksicht nehmen müsse. Der Anteil der Bauaufsicht dabei sei, strukturzerstörenden Wildwuchs zu vermeiden und Gefahren für die Gesundheit und die Sicherheit der Menschen abzuwehren. Dabei würde er mehr auf Beratung und Überzeugung als auf baupolizeilichen Zwang setzen. Schließlich seien es ja die Bürger, die den öffentlichen Dienst bezahlten.

Familiengerechte Wohnungen bei dem großen Flüchtlingsstrom zu schaffen, gehörten zu den herausragenden Zielen des sozialen Wohnungsbaues. Hierfür müssten durchdachte Programme für die Förderung erarbeitet werden. Schließlich seien in dem von der Zonengrenzziehung so schwer betroffenen Landkreis noch viele Einrichtungen zu schaffen, die ihn auch als Architekten herausforderten. Es wäre für ihn eine Lebensaufgabe, bei dem Ausbau dieses landschaftlich so schönen Landstriches zu einem liebenswerten Lebensraum mitwirken zu können.

Die Atmosphäre im Saal schien bei aller Anspannung für ihn günstig zu sein, als er noch einige Fragen zu beantworten hatte. Die erste kam ihm nicht sehr wohlwollend vor: „Wie können Sie sich als Katholik in einem protestantischen Kreis wohl fühlen?“ Seine Antwort war kurz und klar: „Meine Frau und Kinder sind evangelisch. Ich habe keinerlei Berührungängste.“ Besondere Aufmerksamkeit glaubte er, in den Gesichtern lesen zu können, als er von einem Abgeordneten in der ersten Reihe gefragt wurde: „Sagen Sie, wie sind Sie als Flüchtling mit den Bayern ausgekommen?“ Spontan erwiderte E: „Ganz ausgezeichnet und ich bin überzeugt, dass dies im Falle meiner Wahl hier mit der hiesigen Bevölkerung genau so sein würde.“

War das die entscheidende Antwort? Die Kreistagsabgeordneten sahen einander an, ja ein leises Raunen ging durch ihre Reihen. Sein

Mitbewerber muss ganz anders geantwortet haben. Nach der Beratung und Abstimmung wurde der Erzähler noch einmal in den Saal gerufen. Der Landrat teilte ihm mit, dass er durch Beschluss des Kreistages zum Kreisbaurat des Landkreises Lüchow-Dannenberg gewählt wurde und besiegelte seine Worte mit einem festen Händedruck. Er dankte und versprach, alles daran zu setzen, um sich des Vertrauens würdig zu erweisen. Zu den ersten Gratulanten gehörte auch der Oberkreisdirektor, der ihn bat, den Dienst so bald als möglich aufzunehmen.

Erst später erfuhr der Erzähler, warum zwischen Bewerbung und Wahl ein so langer Zeitraum verstrichen war. Mit äußerster Sorgfalt hatte sich der OKD (Oberkreisdirektor) die einzelnen Bewerber vorgenommen, um den herauszufinden, der seinen hohen Ansprüchen gewachsen war. Nichts ließ er dabei unberücksichtigt, weder die Breite der Ausbildung noch das Können auf bestimmten Gebieten, etwa zur schriftlichen Ausdrucksfähigkeit. Zeugnisse betrachtete er skeptisch. Musterschüler, die nur für gute Noten arbeiteten und Vorlieben nicht erkennen ließen, waren ihm unsympathisch. Sie kämen mit dem wirklichen Leben nie zurecht.

Er ließ auch die familiären Verhältnisse nicht außer Acht, prüfte sehr genau, ob ein Bewerber den Posten nur als Sprungbrett für höhere Ambitionen benutzen oder aber eine Lebensaufgabe für sich und seine Familie suchte. Erst als er seinen Wunschkandidaten gefunden hatte, setzte er sich mit den leitenden Baubeamten beim Land und bei der Bezirksregierung in Verbindung, um auch in rein fachlicher Hinsicht sicher zu gehen.

Als er auch dort bestätigt wurde, begann sein psychologisches Meisterstück. Es galt einen Gegenkandidaten zu finden, dessen charakterliche Eigenschaften seinem Favoriten möglichst entgegengesetzt waren. Seine Taktik ging wie fast bei allen seinen Unternehmungen voll auf. Die Wahl durch den Kreistag muss sehr eindeutig ausgefallen sein.

Dieses Vorgehen bei der Kandidatenauswahl erfuhr E erst nach und nach in persönlichen Gesprächen mit Oskar Lübbert und bei seinen Antrittsbesuchen bei den leitenden Baubeamten. Vorerst musste er noch einmal nach München zurückkehren, um die angefangenen Arbeiten zu einem übergabefähigen Abschluss zu bringen. Am 11. 11. 1959, an seinem ersten Dienstag beim Landkreis, wurde dem Erzähler die Ernennungsurkunde als Kreisbaurat vom Landrat und dem Oberkreisdirektor überreicht.

Oskar Lübbert

Auf einer kleinen Anhöhe über dem Dorfe Kolborn, Mühlenberg genannt, liegt ein kleiner Friedhof. Ein westlich angrenzendes Wäldchen, eine Robinienallee in der Mitte, Birken und großkronige Eichen, die den Platz in Richtung Dorf abgrenzen, geben ihm den Charakter eines Waldfriedhofes. Oberhalb der Grabreihen, die ausschließlich den Bewohnern des Dorfes als letzte Ruhestätte dienen, liegt nahe der Begräbnisstätte derer von dem Knesebeck, denen bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast das ganze Dorf gehörte, ein Granatfindling, der mit Bronzebuchstaben die Aufschrift LÜBBERT ohne jede Jahreszahl trägt. Hier liegt Oskar Lübbert begraben, der von 1948 bis 1962 Oberkreisdirektor von Hinterwalden war. Dass er an diesem Platz, der ihm offen gestanden gar nicht zustand, bestatten ließ, wirft ein bezeichnendes Licht auf seine Wesenszüge.

Er liebte dieses Land hinter dem Walde, hielt sich gern an Orten auf, die die Wesenszüge der Landschaft wie Schlaglichter in sich versammelten. Dazu gehörte auch dieser Friedhof, der in seiner Lage den Begräbnisplätzen in grauer Vorzeit entsprach, die immer oberhalb der Siedlungen lagen und so einen Hauch von Ewigkeit ausstrahlten. Jedenfalls muss er sich sehr frühzeitig mit Karl Behrens, dem Bürgermeister von Kolborn, insgeheim in Verbindung gesetzt haben. Erst als die Beerdigung in aller Stille vollzogen worden war, (E war in Urlaub), brach der Streit aus. Der Kapellenvorstand, der allein darüber hätte entscheiden können, war übergegangen worden.

Doch Karl Behrens steckte die Vorwürfe weg. Ihm schien es selbstverständlich, einem so verdienten Menschen, den letzten Wunsch zu erfüllen. Die Geheimhaltung war dringend geboten, wahrscheinlich hätte die Stadt Lüchow noch Anspruch auf seinen Leichnam erhoben, um sie mit großem Pomp und würdevollen Reden beizusetzen. Das aber lag nicht im Sinne von Oskar Lübbert. Er wollte als Mensch anerkannt werden und nicht nach seiner Rolle, die er

spielte, beurteilt werden. Mag auch sein, dass er beim Anblick des Lüchower Friedhofs wie der Erzähler auch, ein leichtes Grauen empfand. Die hohen, dunklen Thujen und Koniferen mochten ein wenig an die Toteninsel von Böcklin erinnern, passten aber so gar nicht in das Landschaftsbild des Wendlandes. Außerdem war er in der Stadt, seiner langjährigen Wirkungsstätte, nie richtig heimisch geworden. Seine Heimat war der Landkreis, dem er alle Liebe zuwandte.

Wer war dieser Oskar Lübbert, welche Bedeutung hatte er und hat er noch für Hinterwalden? Über seine Herkunft konnte der Erzähler nur erfahren, dass er aus Schleswig-Holstein stammte. Seine Wirkungskreise, auch im Kriege, blieben ihm unbekannt. Sicher war er ein großer Unternehmer im öffentlichen Bereich, der aus Hinterwalden das machte, was es für beinahe ein halbes Jahrhundert war.

Er war hochgewachsen, hager, hatte ein kantiges, längliches Gesicht mit hoher Stirn und dunkles, gescheiteltes Haar. Am eindrucksvollsten waren seine graubraunen Augen mit ihrem durchdringenden Blick. Er ging ein wenig tapsig. Ob dies daran lag, dass ihm seine Beine nur notgedrungen als Gehwerkzeuge zu dienen schienen - die wenigen hundert Meter von seiner Wohnung zum Kreishaus legte er regelmäßig im Auto zurück - oder ob doch eine Art körperliches Gebrechen dahinterstand, er starb ja sehr bald nach seiner Pensionierung an Gefäß- und Durchblutungsstörungen in den Beinen, wurde E nie klar.

Seine Aufgabe als Verwaltungschef eines Kreises, der damals unwidersprochen als „Armenhaus der Bundesrepublik“ galt, nahm er mit einer Souveränität wahr, die den sachkundigen Beobachter in Erstaunen versetzen musste. Nie entglitt ihm die Verhandlungsführung. Bei Angriffen schien er diese meist zu überhören, verlor nie die Beherrschung, konnte aber sehr hart, ja vernichtend antworten, sodass seine Gegner Angriffe lieber sein ließen. Völlig verändert schien er, wenn er gleichsam als Bittsteller bei Finanzierungsge- sprächen für Kreisvorhaben Gespräche führte.

Dabei gelang es ihm eine Atmosphäre des Vertrauens und der Offenheit zu erzeugen, der sich niemand entziehen konnte oder wollte. Das Verwaltungsgeschäft machte ihm ersichtlich keine Freude. Im Verfügungs- und Genehmigungswesen musste er, weil er mit scharfen Blick die Folgen bedachte, vieles zurecht rücken und konnte dabei gegen seine Mitarbeiter hart bis unleidlich sein. Er wurde deshalb von vielen geradezu gefürchtet.

Die Härte gegen sich selbst und seine Mitarbeiter war auch dringend nötig, als er 1948 die Leitung des Landkreises übernahm. Ein großer Berg von Anforderungen harrten in dem von drei Seiten hermetisch abgeriegelten Landstrich auf ihre Bewältigung. Das Gebiet hatte bis nach dem Kriege kein eigenes Mittelzentrum. Alle über dem Alltagsbedarf hinausgehenden Leistungen, wie höhere Schulen, Fachärzte und Krankenhäuser sowie gehobene private Dienstleistungen erbrachte das nahe gelegene, gut erreichbare Salzwedel. Nun lag dieses unerreichbar hinter dem Eisernen Vorhang, Lüneburg und Uelzen aber waren zu weit entfernt, um diese Aufgaben übernehmen zu können.

Bis 1948 bestand die Aufgabe der Verwaltung vor allem darin, für die vielen Menschen, die von Nord, Ost und Süd in diesen freien Teil Deutschlands drängten und dabei die Einwohnerzahl fast verdoppelten, Wohnraum zu beschaffen und für den nötigen Lebensunterhalt zu sorgen. Bei den vielen Klein- und Kleinstgemeinden fiel die Hauptaufgabe dem Landkreis zu. Erst als nach der Währungsreform wieder an wirtschaftliches Handeln gedacht werden konnte, konnten die nötigsten Projekte in Angriff genommen werden.

Und Oskar Lübbert griff zu. Als der Erzähler 1959 in den Landkreis kam, war in Lüchow bis auf dem Endausbau der Aula ein zweizügiges Gymnasium wie auch die Kreisberufsschule bereits fertiggestellt, das Kreiskrankenhaus in Dannenberg anstelle des primitiven Barackenlagers in Meudelfitz und des völlig unzureichenden Johanner-Krankenhauses im Ausbaustadium.

Ließ der OKD den Erzähler rufen, dann saß er meist noch eine Viertelstunde über einer dicken Unterschriftsmappe. Nur wenige Schriftstücke unterschrieb er sofort, viele korrigierte er, schrieb Bemerkungen darauf und forderte Wiedervorlage. Wandte er sich dann E zu, entspannte sich sein Gesicht, denn nun ging es ausschließlich um Projekte, denen seine ganze Vorliebe galt. Wollte ihm sein Baurat einmal Probleme der Bauaufsicht vortragen, hob er sofort abwehrend die Hände: „Bitte, verschonen Sie mich damit! Ich habe schon genug mit Verwaltungskram zu tun. Sie zeichnen in meiner Vertretung, also machen Sie alle Bausachen selbst. Wir wollen jetzt über einige Bauvorhaben sprechen.“ Er zog eine Schublade auf und entnahm ihr einen Paken Papier. Dann griff er nach der Zigarrensachtel, bot E eine an, nahm selbst eine und lehnte sich entspannt zurück.

„Ach übrigens, der Herr Oberstudiendirektor hat sich bitter beschwert, Sie hätten ihm und dem Kollegium Betretungsverbot für die Aula verordnet. Stimmt das?“

„Ja! Ich konnte mir nicht mehr anders helfen. Der Maler war ganz verstört, er könne nicht weiter arbeiten. Alle Augenblicke kämen Lehrkräfte herein und würden über die ausgesuchten Farben die Nase rümpfen und andere verlangen. Da habe ich ihm gesagt, er solle ihnen in meinem Auftrag die Türe weisen, nur der Kunsterzieher, Herr Ostermeyer, habe das Recht, Farbänderungen zu verlangen. Solange es sich um eine Baustelle handelt, übt der Bauherr oder die von ihm beauftragte Person das Hausrecht aus. Erst nach der Übergabe geht es auf den Nutznießer über.“

Lübbert schmunzelte: „Na, dann werde ich den Herrn Oberstudiendirektor über die Rechtslage aufklären.“ E wusste, dass er diese Aufgabe mit größtem Vergnügen wahrnehmen würde.

Dann kam er auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen. „Ich habe Sie gebeten, Überlegungen anzustellen, ob bei der alten Schule, in der das Gymnasium Dannenberg notdürftig untergebracht ist, eine

Erweiterung um vier Klassenzimmer möglich ist. Konnten Sie sich inzwischen ein Bild davon machen?“

„Ja, aber ich habe schwere Bedenken! Die Grundstücksgröße würde dafür gerade ausreichen. Wir kämen allerdings sehr nahe an die alte Jeetzel heran. Das könnte bedeuten, dass wir es mit sehr schwierigen Gründungsverhältnissen zu tun bekommen. Statt der geschätzten Kosten von etwa 400. 000 DM könnten es auch mehr als 500. 000 werden. Entscheidend aber scheint mir zu sein, dass an dieser Stelle nie ein Gebäudekomplex entstehen könnte, der nur in etwa den Anforderungen an ein Gymnasium gerecht werden kann.“

Lübbert schien über diese Auskunft sehr zufrieden zu sein und sein eigenes Unbehagen bestätigt zu sehen. Er schob E eine Flurkarte über den Tisch. „Da hat mir Frau Buchtin ein Grundstück am Bückauer Weg sehr günstig angeboten. Wäre dies ein geeigneter Standort für das Gymnasium?“ Der Erzähler warf einen kurzen, prüfenden Blick auf die Karte. „Städtebaulich wäre der Platz so nahe am Stadtzentrum geradezu ideal. Damit wären auch alle Erweiterungsmaßnahmen sichergestellt. Die Frage ist nur, ob sich in dem ehemaligen Überschwemmungsgelände ein tragfähiger Baugrund befindet.“ „Das müsste sich doch feststellen lassen?“ „Doch! Dazu wären etwa zehn Bohrungen bis in Tiefe von etwa sieben Meter erforderlich. Kostenpunkt, wenige tausend Mark.“

„Dann lassen Sie sie durchführen und zwar möglichst bald.“ „Im Haushaltsplan sind dafür keine Mittel angesetzt!“ „Das lassen Sie ruhig meine Sorge sein. Beginnen Sie!“ Schon im Aufstehen, die Mittagszeit war weit überschritten, fragte Lübbert noch: „Übrigens, könnten Sie in der nächsten Zeit eine Entwurfsskizze für das Gymnasium erarbeiten?“ „Sehr gerne, ! Ich müsste sie auch haben, um die Bohrungen sinnvoll anordnen zu können. Etwa in einer Woche?“ Sichtlich erfreut sagte er: „Dann an die Arbeit und auf baldiges Wiedersehen! Rufen Sie an, wenn Sie soweit sind.“

Oskar Lübbert erwartete viel von seinem Baurat. Der normale Dienst erforderte schon den vollen Achtstundentag. Kreativ arbeiten

konnte er nur außerhalb der Dienstzeit, aber gerade diese machte ihm Freude und brachte ihm Genugtuung. Hatte sein OKD dies nicht alles schon bei der Auswahl unter den mehr als zwanzig Bewerbern bedacht und die Fäden psychologisch so fein gesponnen, dass der Kreistag nur noch Ja und Amen sagen konnte? Dass dies bei fast allen seinen Unternehmungen zutraf, sollte er bald erfahren.

2 - Atomgewitter über Gorleben

Atomares Wetterleuchten - Langendorf und Würgassen

Anfangs der siebziger Jahre bat Wilhelm Paasche den Erzähler zu sich: „Wir sind aufgefordert worden, einen Vorsorgetandort für ein Kernkraftwerk an der Elbe zu benennen. Bitte machen sie mir Vorschläge, wo dies am wenigsten stört.“

Er war von dem Auftrag nicht begeistert, glaubte aber, einsehen zu müssen, dass ohne Atomkraft die Energieversorgung nicht sichergestellt werden könne. Über die teuflischen Rückstände, den Atommüll, hatte er sich damals noch keine Gedanken gemacht. Das war ja nicht einmal bei den Betreibern einschließlich der maßgeblichen Physiker und Techniker der Fall. Dass die Atombombe die schlimmste Errungenschaft des menschlichen Forschungsdranges war, war ihm wohl bewusst. Doch hier ging es ja um die kontrollierte Kernspaltung, die ihm beherrschbar erschien. Hatte doch Otto Hahn, einer der Väter der Atomforschung seine Genugtuung geäußert, dass seine Erkenntnisse auch zum Wohle der Menschheit angewendet werden könnten. So machte er sich auf die Suche nach einem geeigneten Standort.

Das Steilufer nordwestlich von Hitzacker schied aus. Auch die Gegend im unmittelbaren Blickfeld der Stadt, die er schon damals als Hauptort des Fremdenverkehrs sah, kam nicht in Frage, genau so wenig das Vorland der großen Elbschleife zwischen Penkefitz und Damnatz wegen seiner großen Bedeutung für den Natur- und Vogelschutz. Das Gleiche galt in noch höherem Maße für das Elbholz bis Schnackenburg im Osten. Unter keinen Umständen kam ein Gelände in der Nähe des Hühbeckes in Frage. Die über 100 Meter hohen Kühltürme hätten die kleine aber landschaftsprägende Anhöhe geradezu der Lächerlichkeit preisgegeben. So blieb nur der Abschnitt nördlich von Langendorf übrig, wo auch das Vorland relativ breit war. Außerdem hätte das Werksgelände durch eine Stichstraße zur Bundesstraße 191 und die Wiederherstellung der Bahnstrecke von Dannenberg her leicht erschlossen werden können.

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung und bald gingen die möglichen Betreiber daran, die nötigen Flächen aufzukaufen. Protest gab es nur von der 'Bürgerinitiative Umweltschutz' (BI), die sich damals allerdings nur auf ein kleines Häuflein naturbewusster Bürger stützen konnte. Ein Großteil der benötigten Ländereien gehörte der Kirchengemeinde Langendorf, die keinerlei Bedenken gegen den Verkauf hegte, sondern mit dem Geld das Kircheninnere zu einem freundlichen Raum umgestaltete und auch sonst noch gemeinnützige Einrichtungen schuf. Erst nach der Benennung Gorlebens als nuklearer Entsorgungspark wurde vor allem sein Pastor E.M. einer der entschiedensten Kernkraftgegner. Schuld daran war die Kaltschnäuzigkeit der Verantwortlichen, die Bedenken über mögliche Gefahren vom Tisch fegten und darüber hinaus KZ-Methoden für die unbelehrbaren Projektgegner ansprachen.

Wenige Zeit später erging die Einladung an die Kreisverwaltung und an den Kreistag, das Kernkraftwerk Würgassen an der Weser zu besichtigen. E wurde zur Teilnahme an der Besichtigungsfahrt aufgefordert und er ging gerne darauf ein. Waren doch Nachrichten über einen schweren Störfall in diesem Werk durchgesickert, der ganz unterschiedlich bewertet wurde. Sprachen die einen von einem haarscharf am GAU (größter anzunehmender Unfall) vorbeigegangenen technischen Defekt, so versuchten die Betreiber das Ganze zu einem unbedeutenden Störfall herunterzuspielen, der leider einige Tage Betriebsausfall bedeutete. Sich an Ort und Stelle über Ursachen und Ausmaß informieren zu können, erschien ihm lohnenswert.

Der Empfang nach der mehrstündigen Reise war überaus zuvorkommend und höflich. Nach einem guten und reichhaltigen Imbiss wurde die Delegation in die Unterkunft geführt. Dort war von den Betten bis zu den Sanitäreinrichtungen alles *picco bello*. Sicher hatten die meisten Kreistagsabgeordneten noch nie so „first class“ gewohnt. Nach der durch die lange Anreise benötigten Waschung und Erfri-

schung kamen die Gäste und die Geschäftsleitung oder vielmehr ein eingespieltes PR-Team zu einer ersten Aussprache zusammen.

Einer der Kreistagsabgeordneten fragte nach dem jüngsten Störfall, der so unterschiedlich bewertet worden sei. „Alles kalter Kaffee“, platzte es aus einem der tadellos gekleideten Herren heraus, in dem E nach Wortwahl und bestimmten Auftreten einen leitenden Juristen vermutete. Dies erboste den KTA Siegfried A., der damals noch ein kritischer Beobachter war, sehr: „Wir sind nicht hergekommen, um uns kalten Kaffee vorsetzen zu lassen! Ich bitte doch, unsere Fragen präzise zu beantworten und uns nicht mit Floskeln abzuspeisen.“

„Aber bitte, meine Herren“, ergriff ein anderer, umgänglicher wirkender Mann das Wort, „das ist selbstverständlich ihr gutes Recht. Wir werden selbstverständlich alle Ihre Fragen nach bestem Wissen und Gewissen beantworten.“

Doch merkwürdigerweise kam das Gespräch nicht mehr auf den Störfall zurück. Anscheinend hatte niemand Lust, die gemütliche Atmosphäre nach einem anstrengenden Tag zu stören. So blieb es meist bei einer unverbindlichen Unterhaltung und gerne folgten die Gäste der Aufforderung, sich mit vorzüglichen heißen Kaffee oder anderen Getränken zu bedienen. Nur der Jurist glaubte darauf hinweisen zu müssen, wie gut es hier mit der Natur stehe. Noch nie seien hier so viele Graureiher gesichtet worden, wie nach der Inbetriebnahme des Werkes.

Sicherlich war er sich der Brisanz seiner Aussage nicht bewusst. Reiher ernähren sich von Fischen. Fische, die bedingt durch Ableitung und stark erwärmten Abwasser nach Luft schnappen, sind eine leichtere Beute als gesunde Fische. Mag auch sein, dass sie durch längeres Verweilen in dem Fluss bereits stark kontaminiert waren. Wie alle Lebewesen besitzen auch die Vögel keine Sinnesorgane, die sie vor Radioaktivität warnen würden. Es gehört wohl schon eine große Portion Dummheit dazu, das reichliche Nahrungsangebot für die Großvögel als Indiz für die Intaktheit der Natur auszugeben.

„Die Weser ist breit und die Nächte sind lang.“

Am nächsten Morgen sollte das Werk eingehend besichtigt werden. Der Erzähler sah bei dem Team, das führen sollte, einen Mann in weißem Kittel, der ihm bei der abendlichen Gesprächsrunde nicht aufgefallen war. Jedenfalls hatte er kein Wort zur Unterredung beigesteuert. E nahm an, dass es sich um einen leitenden Ingenieur oder um einen Naturwissenschaftler handeln müsse. Wenn gediegene Auskünfte über das Werk und seine Probleme zu erhalten waren, so konnte sie nur dieser Mann geben.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Die erste Frage, die E an den Ingenieur richtete, betraf den Störfall. War es eine Bagatelle oder ein ernster Zwischenfall? Der Gefragte beantwortete die Frage nicht direkt, schilderte den Hergang aber in knappen und präzisen Worten. Durch Überhitzung im Reaktorkern sei es zu einer „rauen Kondensation“ gekommen. Durch diese wäre ein 1200 mm hoher Peinerträger des Auflagers der Brennelemente aus der Stahlkugel des Core-Behälters herausgerissen worden, sodass das Prozesswasser durch die Nietlöcher in die darunter liegende Betonwanne abgeflossen sei. Die Notkühlungspumpen hätten aber sofort eingesetzt, so dass mit den Steuerstäben der Reaktor abgeschaltet werden konnte.

Während dieser emotionslosen Schilderung, die es dem Hörer selbst überließ, sich ein Urteil über die Gefährlichkeit des Störfalles zu bilden, hatte der Weißbekittelte die Schritte so verlangsamt, dass die beiden hinter der Hörweite der Hauptgruppe zurückblieben. „Um Himmels willen, welche enormen Kräfte müssen hier am Werke gewesen sein. Ich schätze, es müssen tausende Tonnen pro Quadratzentimeter gewesen sein.“ „Das müssen Sie als Baumensch besser wissen als ich als Physiker“, antwortete der Gesprächspartner.

Eine Weile gingen sie schweigend weiter. Dann fragte E noch benommen: „Was aber ist mit dem Wasser in der Betonwanne geschehen? Es muss doch hochgradig radioaktiv verseucht gewesen sein.“ Der Physiker presste die Lippen aufeinander und sagte dann

starr nach vorne blickend scharf aber leise: „Die Weser ist breit und die Nächte sind lang.“ Erst als er sich vergewissert hatte, dass ihm niemand beobachtete, legte er den Zeigefinger an die Lippen als wolle er sagen: „Bitte sagen Sie es bloß nicht weiter, dass ich eben ein 'Betriebsgeheimnis' verraten habe.“

Die Kreistagsdelegation ging inzwischen staunend durch die blitzsauberen Räume des Werkes. Alle Rohrleitungen waren mit glänzenden Manschetten verkleidet, die Armaturen in leuchtenden Farben hervorgehoben und vom Fußboden hätte man ohne weiteres essen können. schließlich sollte noch der Raum über dem Reaktorkern, das Allerheiligste des Werkes betreten werden.

In einer Schleuse bekam jeder Besucher noch einen dicht schließenden Überanzug, eine Kopfbedeckung und Überschuhe verabreicht. So kostümiert, betraten sie den kreisrunden Raum und fühlten sich wohl als Kinder des folgenden Jahrtausends.

Wenige Meter von der Wand entfernt war ein blauer Kreis auf dem Fußboden aufgemalt und weiter zur Mitte hin nochmals ein dickerer in roter Farbe. Nach der Bedeutung gefragt, befließigte sich einer der Herren, sicher kein Physiker, mit lächelnden Gesicht zu erklären: „Das sind allgemeine Vorsichtsmaßnahmen. Innerhalb des blauen Kreises ist eine geringe Strahlenbelastung möglich, der rote Kreis stellt nochmals eine Warnung dar. Sie wissen ja, meine Herren, dass wir jede Gefährdung unserer Mitarbeiter und selbstverständlich auch unserer Gäste auszuschließen bestrebt sind.“

So als ob sie sich wundern würden, was es doch für Feiglinge gibt, überschritten mehrere Kreistagsabgeordneten sofort die blaue Linie. Einige besonders mutige näherten sich dem roten Kreis, ja überschritten ihn. Als sie sich nicht in Rauch und Schwefel auflösten, blickten sie triumphierend zu den Bedächtigeren zurück. Erst als einer die meterdicke Leitung, die quer durch den Raum den radioaktiven Dampf zu den Turbinen brachte erscholl eine unüberhörbare Warnung.

Auch E wollte einige Schritte zur Mitte gehen, doch sein Begleiter hielt ihn zurück, ja zog ihn zur Wand. Wortlos ging er zwei Schritte vor und hielt den Geigerzähler am ausgestreckten Arm in Richtung Mitte. Dieser tickte wie wild. Wieder zurück und von den anderen unbeobachtet, sagte er: „Ich betrete diesen Raum nur im äußersten Notfall. Ich finde es unverzeihlich, Unbeteiligte hier herein zu führen.“

In der Schleuse wurde die Überbekleidung wieder abgegeben und bevor die Herren den Flur betraten fuhren Geigerzähler über ihre Anzüge, natürlich ohne dass diese den geringsten Ausschlag zeigten. Es war der letzte Akt des Rituals „Sicherheit zuerst. Was aber geschah mit der Schutzkleidung? Wurde sie in Fässer gepresst und als leicht aktiver Abfall deklariert oder wurde sie einfach gewaschen und wieder gebraucht? Das war wohl einfach eine Kostenfrage, der zu erzielende Gewinn die Hauptsache.

E war von dem, was er von seinem Informanten erfahren hatte, tief beeindruckt und er fragte, wie hoch dieser das Gefährdungspotential durch Strahlung einschätze. Der Mann blickte durch das Fenster und wies auf den über 100 Meter hohen Kühlturm hin. „Stellen Sie sich einen Menschen vor, so groß wie dieses Bauwerk, vielleicht noch um eine Zehnerpotenz größer. Dessen sehr weicher Körper wird ständig von Schrotkugeln durchsiebt. Die können Schaden anrichten, müssen es aber nicht. Doch da gibt es noch eine Strahlung, die man nur mit Geschossen von der Größe einer Kanonenkugel vergleichen kann. Wo diese hintreffen, bleibt kein Auge trocken.“

Der Erzähler fand diesen Vergleich sehr plastisch und einprägsam, doch über das Wesen dieser 'Kanonenkugeln' konnte er sich noch keine Vorstellung machen. Erst als er später erfuhr, dass Professor Kuni die Biologische Wirkung der Neutronenstrahlen dreihundertmal höher als die der Gammastrahlen einschätzte, ging ihm ein Licht auf. Jetzt erst erinnerte er sich an die heftigen Auseinandersetzungen über die Entwicklung der Neutronenbombe, die alles organische Leben, vor allem aber die Menschen vernichten, die heiligen

Sachwerte aber schonen sollte. Diese schreckliche Perfidie einer bösen Zeit wurde wegen des Widerstandes scheinbar nicht weiter verfolgt, jedenfalls publizistisch nicht weiter bekanntgemacht. Doch aus gelegentlichen Verlautbarungen geht hervor, dass perverse Gehirne immer noch daran arbeiten, allerdings unter strengster Geheimhaltung und Desinformation.

Am Schlusse der Besichtigung fragte er den Naturwissenschaftler, der ihm so viele aufschlussreiche Informationen geliefert hatte, wie lange er es noch hier aushalten könne. Der Mann blickte in eine unbestimmte Ferne und sagte: „Ich habe Familie, Frau und Kinder, Gott sei Dank, alle noch gesund. Die Jobs in meinem Beruf sind außerhalb der Atomindustrie nicht zahlreich. Sobald ich eine Möglichkeit finde, den Lebensunterhalt auf andere Weise sicherzustellen, werde ich hier aufhören. Alt werde ich hier nicht werden.“

„Die ich rief, die Geister ...“

Der Besuch in Würgassen hatte die leichte Skepsis des Erzählers gegen die großtechnische Nutzung der Atomenergie in eine absolute Absage an diese menscheitsgefährdende Technik verwandelt. Nun erst wurde ihm bewusst, dass ihn mit dem Vorschlag des Vorsorgestandortes Langendorf für ein KKW ein gerüttelt Maß an Schuld traf. Nun wollte er wenigstens für eine weitgehende Schadensbegrenzung sorgen. Dazu bedurfte es außerordentlicher Klugheit. Sollte er seinen entschiedenen Sinneswandel seinem Chef mitteilen?

Doch dieser schien wie fast alle Besichtigungsteilnehmer von der Ungefährlichkeit der Nukleartechnologie fest überzeugt zu sein, ja sie für einen Menschheitssegens zu halten. Mit dem Geständnis könnte sich die Einwirkungsmöglichkeit für E stark verringern, ja gegen Null absinken. Schließlich war für die Regionalplanung rein formal die Wirtschaftsabteilung unter Oberrat Flügge zuständig. Doch Wilhelm Paasche hatte nach reiflicher Abwägung ihn als seinen Vertreter im Regionalplanungsbeirat bestimmt und ihn zu

sämtlichen Arbeitssitzungen zur Vertretung der Belange des Landkreises geschickt, eine Aufgabe, die E mit großem Engagement und zur vollen Zufriedenheit seines OKD wahrnahm. Da er auch mit der Nennung des Vorsorgestandortes beauftragt worden war, fühlte er sich praktisch auch für die folgenden Raumordnungsverfahren zuständig. Sollte er diese Einflußmöglichkeiten aufs Spiel setzen?

Dass dies unklug gewesen wäre, sollte er bald erfahren. Ein Kernkraftwerk musste einen ganzen Rattenschwanz von Folgen zeitigen, die tiefe Einschnitte in die Struktur des Landkreises verursacht hätten und nach seiner Meinung keine positiven. Sehr bald beantragten die Betreiber auch ein Raumordnungsverfahren für eine E-Fernleitung. Der Strom des KKW, der weit über dem Bedarf des Landkreises lag, musste nach Westen, in Richtung Lüneburg abgeführt werden. Um möglichst wenig Leitungsverluste durch die lange Wegstrecke zu haben, sollte eine 600 Kilovolt (kV) Leitung gebaut werden, eine Hochspannungsleitung, wie es bisher in ganz Europa nur wenige gab. Diese hätte Masthöhen von mindestens 90 m Höhe, in Senken noch höher, erfordert. Die Trasse sollte nördlich des Hohenmechtins mitten über den Drawehn führen.

Mit Schrecken musste E feststellen, dass dadurch dieses erlebnisreiche Niedergebirge mit seiner hohen Reliefenergie schwer geschädigt würde, zumal auch eine breite Schneise durch den Grenzwald hätte geschlagen werden müssen. Durch Profilschnitte versuchte sich E ein Bild über das Ausmaß der Schädigungen zu machen. Doch mit ästhetischen Gesichtspunkten allein wäre das Ganze wohl nicht zu verhindern gewesen. Auch der Versuch die Fernleitung auf die üblichen 300 kV herab zu drücken wäre wohl an Wirtschaftlichkeitsüberlegungen gescheitert.

Bevor jedoch das Raumordnungsverfahren in seine heiße Phase trat, wurde es enorm erweitert. Es hatte sich wohl herausgestellt, dass sich die teure Fernleitung nicht rechnete, wenn nötige Abschaltungen des AKW einkalkuliert wurden. Deshalb wurde jetzt ein zweites Kernkraftwerk zwischen Landsatz und Jasebeck in die Planung einbezogen. Der Strom von beiden Werken sollte zu einem

gemeinsamen Umspannwerk in die Quickborner Gemarkung geführt und von dort aus in eine Fernleitung eingespeist werden, die Dannenberg östlich umging und südlich der Stadt in die bereits geplante Trasse einbog.

Diese ungeheuerliche Zumutung rief E voll auf den Plan. Ein zweites Atomkraftwerk inmitten eines für den Naturschutz höchst wichtigen Gebietes und dazu noch ein 12 km langes Fangnetz in der Haupteinflugschneise nordischer Großvögel wie Kraniche, Sing- und Zwergschwäne, Wildgänse und Enten aller Art-, das war ein Generalangriff größten Ausmaßes auf die Elbtalaue. Schon in Würgassen hatte er ja das Draht- und Mastengewirr vom Werk bis zur Transformatorstation mit Unmut verfolgt. Allein unter diesem Gesichtspunkt musste es möglich sein, die Planung zu Fall zu bringen.

So ungern E über die Gührde hinaus nach Lüneburg zur Regierung fuhr, jetzt musste schnell gehandelt werden. Dort war es nicht schwer, die zuständigen Dezernenten für Naturschutz und Landesplanung zu gewinnen. Die 'Ramsar-Konvention' zum Schutze der Vogelwelt in der Elbtalaue sprach eine zu eindeutige Sprache. Trotzdem bat er, die Angelegenheit möglichst geräuschlos zu behandeln, um die Wirtschaftsfetischisten nicht unnötig zu mobilisieren.

Die gleiche Marschrichtung schlug er auch im Landkreis ein. Er bat Vertreter des Naturschutzes und der Avifaunisten zu sich und erklärte ihnen das Projekt mit allen seinen Auswirkungen. Auch sie bat er, ihre Stellungnahmen ihm persönlich zuzuleiten oder auch direkt an das Naturschutzdezernat in Lüneburg zu richten. Nicht verschweigen will der Erzähler, dass er auch Unterstützung aus konservativen Bevölkerungskreisen bekam. Neben Klaus Wojahn, dem späteren CDU-Landtagsabgeordneten war es vor allem Graf Bechtold von Bernstorff auf Jasebeck, der ein KKW in seiner unmittelbaren Umgebung mit allen Mitteln verhindern wollte. Auch ihn bat E, das Ganze nicht an die große Glocke zu hängen. War dies

eine Art Verschwörung, die gar nicht in die breite Öffentlichkeit gelangte?

Nach geraumer Zeit entschied der Regierungspräsident Dr. Frede, dass das Vorhaben mit den Zielen der Raumordnung nicht vereinbar sei. Merkwürdigerweise erhob sich kaum Widerspruch. Allerdings ahnten die wenigsten damals wohl, dass damit auch der Standort Langendorf gestorben war, obwohl er noch über ein Jahrzehnt lang in den Raumordnungsprogrammen eingezeichnet blieb. Das Raumordnungsverfahren über die einfache Fernleitung wurde auch nicht wieder aufgenommen.

E konnte aufatmen. Wenn kein großer Gewinn mehr zu erwarten war, waren die Betreiber schnell bereit, Abschied von einem Projekt zu nehmen. Alles drehte sich ja um Geld, um die harte, gleißende D-Mark, dem Gott dieser Zeit, das Licht, das in der „Gottesfinsternis“ (Martin Buber) leuchtete. Geblendet durch dieses magische Licht, der endlich erfolgreichen Fortsetzung der erfolglosen mittelalterlichen Alchemie, konnten Wirtschaftsstrukturen aufgebaut werden, in denen Wissenschaft und Technik nur vorgeschoben wurden, während in Wirklichkeit sogenannte Volks- und Betriebswirtschaftler, unterstützt von vielen Juristen, den Festschreibern und Rechtschreibern, das Ruder fest in der Hand hatten. Das hatte E in Würgassen klar erkannt. Die Wissenschaftler und Techniker, jetzt hochgestochen Technologen genannt, spielten nur eine dienende Rolle. Die Wissenschaft selbst wurde trotz des umgehängten Glorienscheines zur Magd, ja zur Hure der „Werte schöpfenden“ Industrie.

Das Scharmützel um Landsatz und Langendorf war gewonnen. Doch die Entscheidungsschlacht gegen den atomaren Wahnsinn stand und steht noch bevor. Das sollte sich schon bald mit brutaler Wucht zeigen. Damit war auch das Versteckspiel zu Ende. Jetzt galt es Farbe zu bekennen.

Die Notwendigkeit des Widerstandes gegen die groß-technische Atomkraftnutzung

Persönliche Erkenntnisse und Bekenntnisse - Persönliche Vorbemerkungen

Jeder Mensch, dem es nicht gelingt, die Naivität seiner Kindheit ins Alter hinüberzuretten und einfach da zu sein, also ein Intellektueller, Unterscheidungsfähiger ist, muss über den Sinn seines Lebens nachdenken. Das gilt natürlich im weit höheren Maße für einen Menschen, der wie der Verfasser kriegsbedingt ein gnadenloses Sterben, wenn auch nur scheinbar, erleben musste. Alles Wollen und Handeln, alle Ideale wurden schonungslos zerfetzt, zum Abfall geworfen. Was war die Botschaft des Bruchteils einer Sekunde, der aber bedeutungsvoller als ein lange Lebens war? Sie war eindeutig: Das Leben des Einzelnen, des Individuums ergibt an sich keinen Sinn, ist völlig bedeutungslos. Wie aber dann weiterleben?

Nun, zuerst versuchte es der Mensch als Beobachter einer verrückten Welt, die völlig unberechenbar und auch anscheinend ungerecht war, so nicht der Tod die ausgleichende Gerechtigkeit schuf. Es reifte die Erkenntnis, dass ein Leben sinnlos sein kann, der Tod aber ist es nie. Das „Jüngste Gericht“ findet nicht an einem St. Nimmerleinstag statt, sondern am Ende der Zeit, das ist der Augenblick, in dem das Herz aufhört die Sekunden anzuzeigen.

„Ich meine, dass das Individuum einfach nicht existiert“, sagte der Befreiungstheologe Leonardo Boff¹ und fährt fort: „Was existiert, ist die Person als Knotenpunkt von Beziehungen.“

Das deckte sich genau mit meinen Erfahrungen. Was das im Wesentlichen bedeutet, fand ich im „Dialogischen Prinzip“ von

1 Gespräch zwischen Eugen Drewermann und Leonardo Boff. Dokumentation von PUBLIK FORUM Oberursel 1992

Martin Buber vor allem in „Ich und Du“² ausgeführt. Erst wenn ich mich dem Mitmenschen wesenhaft als Person zuwende, konstituiere ich mein Ich.

Das bedeutet keineswegs, selbstlos dem Anderen zu dienen sondern vielmehr meinen Nächsten im eigenen Selbst wahrzunehmen. Selbstlos lieben kann nur der naive Mensch, der einfach für den Geliebten da ist. Der Erkenntnisfähige muss „immer wieder vom Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen“³, Nur so kann er seinem Leben Sinn im vollen Lebenszusammenhang verleihen. Die „Selbstverwirklichung“ kann nur durch die Einbeziehung des „Zwischenmenschlichen“⁴ in das eigene Selbst erfolgen.

Der norwegische Philosoph Arne Naess und andere Anhänger der „Deep Ecology“ fordern die Einbeziehung alles Lebendigen, der „natura naturans“ des Spinoza, in das „Selbst“ und sagt: „Liebevoller Zuwendung kommt spontan zustande, wenn das 'Selbst' so erweitert und vertieft ist, dass der Schutz der freien Natur als Schutz unseres eigenen Selbst gesehen und empfunden wird“⁵ und an anderer Stelle: „Das Leben ist eins“⁶.

Von dieser geistigen Haltung geht der Verfasser bei seinen folgenden Überlegungen und Bewertungen aus. Sie ist nicht nur seine philosophische Wahrnehmung, sie ist auch seine religiöse Überzeugung. Will er ein Leben in Wahrhaftigkeit führen, bleibt ihm keine andere Wahl.

2 Martin Buber, „Das dialogische Prinzip“ 5. Auflage, Heidelberg 1984, darin 1. Abschnitt „Ich und Du“ mit Nachwort von 1957.

3 Heinrich von Kleist in seinen berühmten Aufsatz „Über das Marionettenspiel“, in dem er die Unübertrefflichkeit des instinktiven Handelns der Tiere über das gewollte des intellektuellen Menschen herausstellt.

4 siehe Anm.2, Seiten 271 - 297

5 zitiert aus: Lothar Mayer „Ein System siegt sich zu Tode“, 2. Auflage Oberursel 1993, Seite 243

6 ebenda, Seite 244. Über den Begriff „Deep Ecology“ siehe Seiten 242 - 247.

Recht und Ordnung

Von Paul Valery stammt der Satz: „Zwei Begriffe bedrohen die Menschheit: Die Ordnung und die Unordnung.“

Während die Bedrohung durch die Unordnung, die Willkür, das „Chaos“ für jedermann leicht einsehbar ist, bedarf das anscheinende Paradoxon, dass die „Ordnung“ eine gleichgroße Gefahr bedeutet, eine nähere Erläuterung.

Als Ordnung wird gemeinhin eine gewisse Regelmäßigkeit verstanden, bei der die Gesetzmäßigkeit klar erkennbar ist. So gelten bei Figurationen klar erkennbare Symmetrieachsen als Ordnungsmerkmale. Kommt in unserer vom hierarchischen Denken geprägten Zeit noch ein klares Oben und Unten, gilt dies als ideale Ordnung. Für den Zeitablauf übernimmt diese Aufgabe der Takt und der Rhythmus.

Wird die Ordnung komplizierter, sind Symmetrieachsen und ein eindeutiges Oben und Unten nicht mehr erkennbar, empfindet dies die breite Masse, das „man“, bereits als Chaos. Dabei sind die Ordnungen, die etwa die Natur anwendet, um Lebendiges zu schaffen und zu erhalten, so hochgeordnet und kompliziert, dass sie völlig unanschaulich sind und „Legionen von Genforschern angesetzt werden müssten, um die Gesamtstruktur (der DNA-Doppelhelix) zu ermitteln.“⁷

Während die Natur in ihrer Evolution des Lebendigen „nicht eine vermehrte Machtentfaltung durch Gleichschaltung oder Unterdrückung anstrebt, sondern vielmehr versucht, durch ein immer raffinierteres Zusammenspiel, ihre Ordnungen höher zu entwickeln

⁷ Hans-Peter Dürr, Max-Planck-Institut für Physik und Astrophysik, Leiter des Werner-Heisenberg-Instituts für Physik in einem Vortrag „Die Zeit der Natur“ auf dem Evangelischen Kirchentag in Berlin 1989, Seite 11. (Die Seitenzahlen sind dem vervielfältigten Manuskript vom 16.6.89 entnommen.)

und ihre Formen 'lebendiger' zu machen“⁸ und es ihr so gelingt, die Zahl der Optionen ihrer Schöpfungen und damit ihre für die Anpassung wesentliche Flexibilität zu vergrößern, setzt die politische Ordnung größtenteils auf Kraftverstärkung und Machtentfaltung durch eine stärker ausgerichtete, einfältige Struktur. Sie trifft dabei häufig mit den primitiven Ordnungsvorstellungen einer breiten Masse uninformatierter, oft sogar absichtlich verdummter Bürger zusammen. Alle totalitären Systeme und viele Diktaturen haben in dieser unheiligen Allianz ihre tiefste Wurzel. (Nicht selten ist daher an Kneipenstammtischen noch immer die Aussage zu hören: „Bei Hitler herrschte wenigstens Ordnung.“)

Wenn nicht durch eine klare Werteordnung, bei der die Würde, das Leben und die Gesundheit des Menschen allen anderen „Rechten“ übergeordnet sind, nützt es auch sehr wenig, wenn die Ordnung durch Gesetze festgeschrieben, ein „Rechtsstaat“ kreierte wird. Wenn nach der legalistischen Manier „Gesetz ist Gesetz“ gehandelt wird ohne Rücksicht auf die zu schützenden Werte, kann es zu jenen schrecklichen Verwerfungen kommen, bei denen Leben und Gesundheit unzähliger Generationen mit Eigentums- und Profitrechten von Wirtschaftsunternehmen („auch die EVUs haben Rechte“) völlig gleichgestellt werden. Die tiefe Erkenntnis, dass „die Ordnung“ die Menschheit bedroht, ist damit keinesfalls widerlegt.

Wie soll dann der Weg der Menschen durch Skylla und Charybdis, durch Ordnung und Unordnung hindurchführen? Die Antwort lautet: durch Einsicht, verschwistet mit Verantwortung. Einsicht gründet sich auf sinnliche Wahrnehmung, die durch den Filter des Intellekts, der Unterscheidungsfähigkeit gegangen ist. Der Intellekt muss redlich sein. Das setzt Gewissen, die Zusammenfassung allen Wissens zu einem System voraus. Die Umsetzung von Einsicht und Gewissen in die Tat oder in die Verweigerung ist Gehorsam.

8 ebenda, S.12/13

Staat und Gewissen

Will ein unterscheidungsfähiger Mensch verantwortlich leben, dann muss er Einsicht, Gewissen und Gehorsam zu einer integralen Trinität vereinen. Dabei muss das Gewissen seine Leitfunktion auch gegenüber dem Staat beibehalten.

In ihrer heutigen Komplexität hat jede Gesellschaft den Staat so nötig wie die Menschen in unseren Breitengraden das Dach über dem Kopf. Doch wie dieses ist er kein organisches Wesen sondern ein vom Menschegeist geschaffener Überbau, ein Gesellschaftsvertrag, der die Aufgaben der Daseinsvorsorge dort übernimmt, wo sie der Einzelne, die Gruppe oder kleinere Gemeinschaften und Gemeinden nicht mehr leisten kann. Um den Schutz zu gewährleisten, bedarf er einer gewissen Machtfülle, der Staatsgewalt, die allen anderen Gewalten übergeordnet ist.

Doch diese Machtentfaltung und Kraftverstärkung macht den Staat sehr anfällig für die Perversion. Anstelle der dienenden Funktion eines Apparates tritt sehr leicht die Erhebung zum Selbstzweck, wird aus der Staatshoheit die absolute Heiligkeit der Institution. Obwohl die Volksvertretungen in der repräsentativen Demokratie eigentlich dazu bestimmt sind, Machtmissbrauch zu verhindern und die Staatsgewalt an eindeutige Gesetze zu binden, verstehen sich die „Regierungsparteien“ selbst als Machthaber, die oft schonungslos aufgrund einer irgendwie erreichten „Mehrheit“ ihre eigenen Interessen der Machterhaltung verfolgen und dabei selbst in den Dienst ihnen verbündeter mächtigen Interessenverbände treten und deren Belange als Allgemeinwohl ausgeben.

Kann ein derart real existierender Staat das Gewissen und die Verantwortung des Einzelnen außer Kraft setzen? Sicher kann das Gewissen dort nicht eingreifen, wo es nur um die Art des Weges geht, der zum Allgemeinwohl, der „res publica“ führt. Gerät diese aber selbst in Gefahr, ja läuft der Weg nach der Einsicht des Einzelnen diesem Ziel zuwider und verletzt die sittlichen Grund-

normen, dann muss das Gewissen auf den Plan treten. Die Herrschenden wollen den grundlegenden Unterschied zwischen Meinungskundgebung und Gewissensentscheidung nicht gelten lassen, sie wollen selbst über das Gewissen kraft Vollmacht entscheiden. Dass die Erfahrung etwas anderes lehrt, mag ein Beispiel aus der deutschen Geschichte verdeutlichen:

Ein Lokomotivführer, der tausende zusammengepferchte Menschen in die Vernichtungslager von Auschwitz und Treblinka fahren musste, kann der sich darauf berufen, nur seine Pflicht, seine Beamtenpflicht getan zu haben, obwohl er aus den Umständen erkennen musste, dass diese Menschen in den Tod gefahren wurden? Es gab auch damals ein Gesetz, das bestimmte, dass niemand einem Befehl oder einer Anweisung gehorchen dürfe, der ein Verbrechen beinhaltet. Es ist nicht bekannt, wie viel Befehlsverweigerungen es gab, auch nicht, was mit den Neinsagern geschah. Im damaligen totalitären Staat verlangte es außerordentlichen Mut, zu seiner Gewissensentscheidung zu stehen, bedeutete es doch häufig Freiheitsentzug oder gar den Tod.

Ist es heute in unserem Rechtsstaat wesentlich leichter dem Gewissen folgen? Sicher braucht niemand um sein Leben zu fürchten, auch Freiheitsentzug ist äußerst selten. Doch immer noch gibt es die Ächtung und mit der Entlassung und Disziplinarstrafen den wirtschaftlichen Ruin. Zwar schreiben, belehrt durch eine schlimme Vergangenheit, die Väter des Grundgesetzes als oberstes Verfassungsgebot: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu schützen, ist Aufgabe *aller* staatlichen Gewalt.“ Doch wird dieser Grundsatz nicht ständig durch die Asylgesetzgebung und die Abschiebep Praxis, aber auch durch den Sozialabbau, die Missachtung des Menschen zugunsten des großen Geldes unterhöhlt? Für uns als lokal Betroffene kommt noch die irrwitzige großtechnische Nutzung der Atomenergie dazu, die vor allem die kommenden Generationen tödlich gefährdet. Da das Wesen der Radioaktivität anscheinend auch bei sich „gebildet“ Wähnenden ein Buch mit sieben Siegeln zu sein scheint, muss sie hier näher erörtert werden.

Das Wesen der Radioaktivität

Am Anfang gab es nur Energie, wie die Urknalltheorie annimmt, zusammengeballt auf einen winzigen Punkt. Gleichgültig, ob diese Theorie nun stimmt oder nicht⁹, sie ist ein Versuch, das Schöpfungsgeschehen, die „Evolution“ verständlich zu machen - Tatsache ist, dass sich im Weltall noch so riesige Mengen ungebundener Energie zusammenballen, dass sie das menschliche Vorstellungsvermögen weit übersteigen.

Erst durch das Ausströmen der Energie in den weiten Raum entstand die Möglichkeit, durch Einfangen von Elektronen stabile Atome zu bilden, in denen die Energie gebunden und gebändigt wurden. Es entstanden die Elemente, die Materie.

„Im Anfang war der Wasserstoff“, sagt Hoimar von Ditfurth. Ob nun die schwereren Elemente durch Fusion von Wasserstoff oder auf andere Weise entstanden sind, was die Quantentheorie nahe legt, mag dahingestellt bleiben, wichtig für uns ist nur, dass die Bindung der Energie in den schwersten Elementen, wie bei dem Uran, der Natur auch in vielen Milliarden Jahren noch nicht restlos geglückt ist. Dies sollte der Ausgangspunkt für eine höchst gefährliche technische Entwicklung werden, die nicht nur die Menschheit bedroht, sondern auch alles höhere Leben auf dieser Erde auslöschen kann.

Es dauerte Milliarden Jahre, bis sich auf der Erde, auf der es einen wahren Hexenkessel von brodelnder radioaktiver Energie, sowohl eigener als auch aus dem Weltall stammender, gab, bis sich, in der Tiefe des Meeres von der tödlichen Strahlung geschützt, die ersten Riesenmoleküle erhalten konnten, aus denen schließlich alles Leben entstand. Doch welche Fülle von Zu- oder Glücksfällen - so man

9 Neben der Urknall-Theorie („Big Bang“) gibt es heute auch die sogenannte Big-Bounce-Theorie („Großer Aufprall“). Sie geht davon aus, dass ein allerdings materiefreier Raum, das „Quantenvakuum“, schon immer vorhanden war. Aus diesem äußerst energiereichen „Feld“ seien nach extremer Kontraktion die Energiequanten ausgebrochen, die schließlich die gesamte Materie des Weltalls schufen.

einen göttlichen Willen nicht anerkennen will - musste erst zusammenkommen, um das Wunder einer Leben tragenden, ja lebendigen Erde zu verwirklichen, die unter Milliarden Himmelskörpern im Weltall einzigartig ist.

Zuerst musste die gerade richtige Entfernung (ca. 150 Millionen km) zum riesigen Fusionskraftwerk Sonne vorhanden sein. Ihre wärmenden Strahlen mussten sie noch erreichen, die tödliche Radioaktivität aber soweit abgemildert sein, dass nicht alle lebenswichtigen Substanzen sofort wieder vernichtet wurden. Genau so wichtig wurde das Vorhandensein eines Trabanten oder Schwestergestirns, des Mondes, der durch seine Umlaufbahn die Erdkruste etwas schneller bewegt als den glutflüssigen Kern. Dadurch entsteht ein elektromagnetisches Feld, das wie ein Käfig die Erde umgibt und so den tödlichen Sonnenwind soweit abschirmt, dass eine weitere Ausdifferation der Energieströme stattfinden konnte. Als auch das noch nicht für die Ausbildung immer komplizierter Lebewesen ausreichte, bildete sich durch chemische Wechselwirkungen ein Ozonschild zur Abwehr der ultravioletten Strahlung. Jetzt erst konnten die urgewaltigen Energieströme soweit moderiert werden, dass feinstmodulierte Wellen, wie sie etwa durch die Neuronen nicht nur unseren Körper sondern auch unser Denken steuern, möglich wurden. Zumindest der „homo sapiens“ konnte erst durch eine unerhörte Verfeinerung der Kraftströme entstehen.

Was aber tut der „moderne“ Mensch, der „homo industrialis“ in seiner Gier nach immer mehr und den dadurch verursachten unersättlichen Energiehunger? Er holt die Urgewalt auf die Erde zurück, kehrte die Evolution um, die in der Bewältigung, der „Bindung“ tödlicher Kraftströme ihre tiefste Wurzel hat. Bildlich gesprochen zündet er das Gebälk seines Wohnhauses an, des einzigen, das er im ungeheuren Weltall besitzt.¹⁰

10 Das kosmogonische Wesen der Radioaktivität lässt sich am besten durch den Begriff „Autopoiese“ ausdrücken. Das angeblich „tote Material“ ist durch einem ihm innewohnenden Selbstschöpfungsdrang so lange aktiv, bis es zur absoluten Ruhe gefunden hat. Bei durch „Nuklearen Abbrand“ zerstörten

Dabei hätte die Einsteinsche Transformationsformel schon frühzeitig warnen müssen: $E = m \cdot c^2$.

Das Quadrat der Lichtgeschwindigkeit (c^2) ergibt, in sinnlich leicht fassbaren Metern und Sekunden ausgedrückt, einen Faktor mit 16 Nullen, in Worten: 90 Milliarden, mit dem jede Masse, die gespalten = zerstört werden soll, multipliziert werden muss. Mit derartigen Größenordnungen darf kein kurzlebiger Mensch umgehen, zumal darinnen der Raum in astronomischen und die Zeit in geologischen Maßen enthalten ist. So braucht ein gespaltenes Atom bis zu Millionen Jahre, bis es seine Stabilität wieder erreicht hat.

Es ist sicher kein Zufall, dass am Anfang der Atomkraftnutzung die Atombombe stand. Über die ungeheuerliche Energiefreisetzung müssen sich die beteiligten Wissenschaftler und die politischen Auftraggeber im Klaren gewesen sein, nicht aber über die Folge- und Langzeitwirkungen. Dazu stand die Entwicklung zu stark unter ideologischen, ja pseudoreligiösen Vorzeichen. So berichtet William L. Laurence in seinem Buche über die Geschichte der Atombombe: „Dämmerung über Punkt Null“ von der herbeigesehnten Kettenreaktion, wenn die Neutronenbrutrate größer als eins wird, als von dem „Großen Gott K“¹¹ und er fährt wenige Zeilen später fort: „Bis aber ein Beweis für seine Existenz gefunden werden konnte, konnte es keine Atombombe geben, so dass die Vision der Atomenergie nur eine Illusion gewesen wäre. 'Es ist nur reine Bösartigkeit der Natur', seufzte Professor Fermi.“

Es zeugt doch von einer schrecklichen Geistesverirrung, wenn unsere Lebensgrundlage, die Natur als „böartig“ bezeichnet wird. Pseudoreligiös ist diese Anbetung der Atomkraft deshalb, weil sie nicht die Rück- oder Einbindung des Menschen an Schöpfung und Schöpfer meint, sondern den Menschen selbst zum besseren Schöpfer einsetzen will. So schreibt Laurence im obigen Buch auf

Atomen kann die bis zu vielen Millionen Jahren dauern.

11 Seite 61 (in der Taschenbuchausgabe des Paul-List-Verlages München 1952).

Seite 27: „Mit dieser Kraft vermag er“ (der Mensch) „die Welt in Stücke zu zerreißen und diese dann nach seinen Wünschen zu formen.“

Das ist ein unübersehbares Signal menschlicher Hybris und Verblendung. Schöpfer und Schöpfung werden zum Pfuscher bzw. zum Pfuscher erklärt. In seinem Wahn baut sich der selbstherrliche Mensch ein neues All. Die Irrationalität in Bezug auf die Atomkraft ist also nicht eine Erfindung der Atomkraftgegner, sie geht vielmehr auf machtbesessene Politiker und ihre wissenschaftliche Helfershelfer zurück.

Denn ein Aspekt darf nicht vergessen werden: Es ging den Atomkraftfetischisten nicht um die Befreiung der Menschheit, sondern darum, fast unumschränkte Machtmittel zu erlangen, damit eine bevorrechtigte Kaste allen anderen ihren Willen aufzwingen kann. Martin Buber, der scharfsinnigste Denker des 20. Jh. sprach schon 1951 von der „willentlichen Versklavung der Menschheit im Zeichen des gespaltenen Atoms“.

Doch gilt dies auch für die „friedliche“ Nutzung der Atomkraft? Sicher haben verantwortungsbewusste Atomforscher, wie Otto Hahn, angesichts der fürchterlichen Wirkung der Atombombe die Hoffnung geäußert, dass die Atomkraft auch ein Segen für die Menschheit sein könne. Doch sie ahnten nicht, dass die Rache der vergewaltigten Materie sich weder räumlich noch zeitlich eingrenzen lässt.

Zwar gelingt es im „Normalbetrieb“, die Abgabe von Radioaktivität an die Umwelt auf etwa 0, 1 bis 1% zu begrenzen, doch abgesehen von unkalkulierbaren schweren und schwersten Störfällen mit katastrophalen Folgen wie in Tschernobyl, bleibt der dicke Teufelsrest von über 99% auf alle Fälle im Atommüll, in der Hauptsache in den „abgebrannten“ Brennstäben zurück. Dabei nimmt die Atomlobby es sicher gerne in Kauf, dass bei unbedarften Geistern das Wort „abgebrannt“ den Eindruck von mehr oder weniger harmloser Asche hervorruft, obwohl in ihnen ein wahres Höllenspektakel

entfesselter Urgewalten losbricht und hier punktuell das urzeitliche, absolut tödliche Chaos wieder herrscht. Die Natur, sonst hervorragend eingerichtet, Schadstoffe wieder lebensverträglich abzubauen, braucht hier geologische Zeiträume bis zu vielen Millionen Jahren, um diese teuflischen Kräfte unschädlich zu machen.

Castor-„Zwischenlagerung“ und „Entsorgung“

In den Castorbehältern ist der überwiegende Anteil des radioaktiven Inventars enthalten, das bei der großtechnischen Nutzung der Atomenergie anfällt. Dieser gefährlichste Unrat der Menschheitsgeschichte soll an einem Ort gebracht werden, wo er möglichst wenig Schaden anrichtet, vor allem aber die Betreiber und Profiteure der Atomindustrie „entsorgen“ soll. Da in der BRD, anders als bei vielen großen Atommächten, keine Wüsten vorhanden waren, hat sich die Atomlobby zusammen mit der ihr hörigen Politikerkaste sehr schnell auf „Gorleben“ geeinigt, das in ihren Augen nur eine „gottverlassene“ Halbwüste war. Dieser bevölkerungsdünne Landstrich hatte damals noch den Vorteil, in einem extremen Winkel zu liegen, der ringsum vom „fremden Territorium“ der damaligen DDR umgeben war. In einem Zynismus schlimmster Art wurden die „Brüder und Schwestern“ jenseits der Elbe aus allen Sicherheitsüberlegungen ausgegrenzt, so als wären diese überhaupt keine Menschen¹².

12 Siehe sämtliche Sicherheitsberichte vom „Nuklearen Entsorgungszentrum Gorleben“ 1978 über die „Wiederaufbereitungsanlage Dragahn“ bis „Pilot-Konditionierungsanlage Gorleben“ vom Dez. 1987. Besonders in der letzteren ist eine dicke Lüge verborgen. Es geht dabei nicht so sehr um die endlagergerechte Verpackung sondern um die Schaffung einer „Heißen Zelle“, in der defekte Castorbehälter behandelt werden können. Unsauber, ja betrügerisch ist das Versprechen der Betreiber, um die Zustimmung der Kommunalvertretungen in Gorleben und Gartow zu bekommen, auf das Zerschneiden der Brennstäbe „möglichst“ zu verzichten. Das aber ist nach BMU (Merkel) „unabdingbar“ und das einzig Wahre an der ganzen PKA. Die Brennstäbe müssen vor der Verpackung in Polluxbehälter „entgast“ werden. Dabei werden riesige Mengen Tritium (7, 4 E11 Bq/a) und Krypton (1, 5 E15! Bq/a) durch den Schornstein gejagt.

Da ein „Endlager“, das die Radioaktivität von der Biosphäre, der Welt des Lebens, fernhalten könnte, weltweit nicht in Sicht war, ist man auf die „Zwischenlagerung“ verfallen. Schon das Wort ist diesbezüglich grober Unfug. Es hat nur Sinn, wenn ich den Zielort genau kenne. So werden bei Bergexpeditionen auf dem Weg zum ersteigenden Gipfel Zwischenlager eingerichtet. Weiß ich noch gar nicht, wohin der Weg führt, im Falle des Atommülls, wo und wie ich ihn aus der Biosphäre verbannen kann, dann kann ich allenfalls von einem Verlegenheitslager sprechen. Spreche ich, wie es Herr Salander in Gorleben getan hat, von dem „Zwischenlager als selbstständiger Entsorgungsschritt“, dann ist dies übelste Wortverdrehung, eine Perversion unserer Sprache, die uns überall bei der Durchsetzung der Atomindustrie entgegen tritt.

Auch die Wortschöpfung „Entsorgung“ ist neuesten Datums. Meyers enzyklopädisches Lexikon bringt sie erst in seinem Nachtrag von 1980, bezeichnender Weise im Zusammenhang mit dem schönfärberischen und verlogenen Begriff „Nationaler Entsorgungspark“ in Gorleben.

Das Wort „Entsorgung“ hat einen sehr perfiden Beigeschmack. Nirgends wird dies deutlicher als in dem Gedicht „entsorgt“ von Nicolas Born. Es ist im Anhang beigelegt. Das Recht für sich und andere Sorge zu tragen, ist grundlegend für die Würde des Menschen. Nehme ich ihm dieses, dann entmündige ich ihn, raube ihm seine Liebesfähigkeit.

Doppelt hinterhältig ist die „Entsorgung“ beim hochradioaktiven Atommüll, weil in Wirklichkeit der lebensgefährdende Unrat nur vom Erzeuger zu mehr oder weniger unbeteiligten Menschen gebracht wird, um neues Todespotential erzeugen zu können. Obwohl es sich bei den „heißen“ Castorbehältern um das weitaus gefährlichste Frachtgut handelt, ist der Transport selbst noch das geringste Risiko. Der eigentliche Irrwitz beginnt dort, wo man glaubt, eine urweltliche Aktivität für viele Jahrzehnte, in Ermanglung eines gesicherten Endlagers sogar für immer, hermetisch

abschließen zu können. Das ist die gleiche Torheit wie die Erfindung des perpetuum mobile oder die Quadratur des Kreises.

Alles, was an Sicherheitsbeweisen angeboten wird, ist üble Rosstäuscherei. Sicher kann ein „kalter“ Behälter aus auf Stahleigenschaften getrimmten 45 cm starken Gusseisen ein Feuer von 800° überstehen und auch aus großer Höhe auf eine Stahlplatte fallen ohne in Stücke zu gehen. Worüber wir getäuscht werden, ist die Tatsache, dass ein leerer Behälter mit einem unter der Wirkung der Radioaktivität stehenden nicht zu vergleichen ist. Schließlich ist die Radioaktivität im Grunde nichts anderes als die Instabilität der Materie selbst.

Das muss sich zuerst bei den Fugendichtungen auswirken. Wer sich nur als Baumensch mit der Fugenproblematik auseinandersetzen musste, weiß wie heikel diese ist. In der Nachkriegszeit wurden immer chemische Wundermittel von Fugendichtungen angeboten. Sie haben alle langfristig versagt, so dass der beste Baustoffkundler Prof. Triebel feststellte: „Die Chemische Fuge gibt es nicht, es gibt nur die physikalische.“ Dabei sprach er von Bauwerken, die es nur mit Molekularbewegungen und einer Lebensdauer von gut 100 Jahren zu tun haben. Wie sollen Neo-, Iso- oder Chloropren-Dichtungen einer tausendfach höheren Urgewalt trotzen? Niemand kann sagen, wie lange sie einem milliardenfachen, in hundert Jahren kaum abnehmenden Neutronenbeschuss standhalten, um von den andauernden Hitzestau von ca. 300° ganz zu schweigen.

Mag sein, dass die Castorbehälter ein, zwei oder auch drei Jahrzehnte dicht bleiben. Was aber dann? Der Verfasser und vielleicht auch seine Ankläger mögen dann das Zeitliche schon gesegnet haben. Der verbrecherische Leichtsinns besteht doch gerade darin, dass die heutigen Kinder und die kommenden Generationen unsere Verschwendungssucht an Leib und Leben büßen müssen. Darf man das Mord mit Verzögerungstaktik nennen? Der Verfasser tut es.

Schlussfolgerungen

Ein Verbrechen zu verhindern oder doch im Vertrauen auf die Langzeitwirkung zu behindern, ist nicht verbotene Nötigung, sondern gebotene Notwehr. Ist die Bedrohung von Menschenleben jedoch nicht akut, sondern wie im Falle der Atommülltransporte ein Verbrechen mit Zeitverzögerung, darf ich Gewalt gegen Personen nicht anwenden. Auch andere Mitdemonstranten davon abzuhalten, halte ich für meine Pflicht.

Sehr viel diffuser ist der Begriff „Gewalt gegen Sachen“. Sie ist nur dann verwerflich, wenn sie gezielt oder leichtfertig sich gegen Menschen richtet, etwa wenn ich einem Behinderten den Rollstuhl demolierte und ihn dadurch hilflos mache. Auch wenn ich Schienenwege, auf dem Personen fahren, beschädige und so leichtfertig, Leben und Gesundheit gefährde, kann dies nicht gutgeheißen werden.

Völlig anders ist es, wenn ich einen Schienenstrang abbaue, der wie in Dannenberg hinter dem Bahnhof nur dazu dient, Tod und Verderben über die Menschen zu bringen. Das kann ich nicht verwerflich finden, wenn ich auch nicht mehr die Kraft finde, es selbst zu tun. Wenn ich Eigentum beschädige, das der Allgemeinheit geraubt („privatisiert“), dieser nur schadet, befinde ich mich im Einklang mit dem Grundgesetz, nach dem das Eigentum dem Gemeinwohl dienen soll.

Das gleiche gilt auch für den sogenannten Hausfriedensbruch. Auch wenn ich nicht Max Frisch gelesen hätte, bin ich nicht der Biedermann, der die Brandstifter und Giftmischer unbehelligt in ihrem Versteck ihr verderbliches Spiel treiben lässt. Schutz für Haus und Heim können nur Menschen beanspruchen, die die Gemeinschaft achten, nicht aber mehr oder weniger anonyme Gesellschaften,

deren einziges Bestreben der große Profit ist, egal, welches Unheil sie anrichten.

Nun mag man einwenden, das zu verhindern, sei die Aufgabe des Staates bzw. des Staatsapparates. Sicher wäre er das, würde er den Artikel 1 des Grundgesetzes tatsächlich zur alleinigen Richtschnur machen. Wenn ich aber wahrnehmen muss, dass dieser Grundsatz mehr und mehr ausgehöhlt wird, dass der Staat immer mehr zur „Schmier- und Kugellagerfunktion“ für die Wirtschaft, sprich das große Geld, verkommt ¹³, ruft mich das Gewissen zum Widerstand. Schließlich gerät jeder Staat in die Versuchung des Machtmissbrauchs. Wenn die Bürger nicht ständig darüber wachen, verliert die Demokratie ihren Sinn. Ich will keinen anderen Staat, will nur den Staat des Grundgesetzes bewahren oder wiederherstellen. Unsere deutsche Geschichte des 20.Jh. fordert dies.

Das ist die Lehre, die ich aus meiner Biographie ziehen muss. Ein Leben lang musste ich darüber nachdenken, warum ich trotz bester, „idealistischer“ Vorsätze zu einem Rädchen einer Mordmaschine unter staatlichem Oberbefehl werden konnte. Damals war ich jung und unerfahren. Wenn es trotzdem ohne nennenswerte persönliche Schuld abging, dann deshalb, weil ich doch in entscheidenden Augenblicken die Kraft hatte, nein zu sagen, auch wenn dieser Widerstand nur systemimmanent war.

Heute habe ich den Aufbau von Strukturen, die aus den gleichen Wurzeln der Überheblichkeit und Maßlosigkeit gespeist werden, sehr aufmerksam verfolgen müssen. Sie können mit Zeitverzögerung noch zu einem schlimmeren Kapitalverbrechen führen als im „Dritten Reich“. Noch nach über 50 Jahren höre ich sehr deutlich den Aufschrei von Colin Ross, einem der besten Kenner unserer Erde vom Januar 1945: „Wenn Europa in seiner Vielfalt und mit seinem uralten geistigen Erbe des Maßhaltens diesen Krieg verliert und die USA und die Sowjetunion als Sieger dastehen, ist es mit unserer schönen Erde bald vorbei. Im Grunde sind amerikanischer

13 Erhard Eppler, „Wege aus der Gefahr“

Kapitalismus und russischer Bolschewismus nur zwei verschiedene Brüder einer und derselben materialistischen Weltanschauung. Sie werden in ihrer maßlosen Machtgier nicht ruhen, bis sie alle Lebensgrundlagen zerstört haben.“¹⁴

Dieser verzweifelte Aufschrei hat mich damals tief bewegt und veranlasste mich, die Entwicklung in den kommenden Jahren sehr kritisch zu beobachten. Immer wieder leuchtete eine rote Warnlampe auf, sei es beim wahnsinnigen atomaren Rüstungswettlauf, sei es bei der immer schamloser werdenden Ausbeutung von Mensch und Natur. Besonders schmerzte mich, dass das deutsche Volk aus seiner unseligen Geschichte nichts gelernt hatte, sondern als gelehriges Hilfsvolk die Weltmächte in Ost und West in ihrem Zerstörungskampf hemmungslos unterstützte und dabei die europäische Tradition des Maßhaltens total verriet. So wurden wir, wenn nicht gerade Weltmeister, so doch Meisterschüler bei der Zerstörung der Erde. Maßlosigkeit und Überheblichkeit, die das Land an den Rand der Vernichtung brachten, herrschen nach wie vor.

Das Gerede um den „Standort Deutschland“ erinnert mich fatal an den Kampf um „Lebensraum im Osten“, der uns nicht diesen, sondern den Verlust von fast ein Drittel des ehemals vorhandenen brachte. Wer Augen hat, zu sehen, muss doch erkennen, dass wir nach dem Scheitern des Staatskapitalismus im Osten bereits mitten

14 Colin Ross, ein hervorragender Reiseschriftsteller, hielt diesen Vortrag bei dem sich abzeichnenden Kriegsende vor etwa 500 Angehörigen der „Europäischen Führerschule der Waffen-SS“ in Bad Tölz, von denen etwa die Hälfte Freiwillige aus fast allen west- und nordeuropäischen Ländern waren. Diese Rede wurde wohl nicht dokumentiert oder wird verschwiegen. In das Klischee eines monolithischen SS Blockes lässt sich dieser verzweifelte Aufschrei eines Weltbürgers nicht einordnen, der eben aus den USA zurückgekehrt war, weil er Angst hatte, seine „europäische Denkweise des Maßhaltens und der Achtung der Mitmenschen“ zu verlieren. Möglicherweise hat er erst kurz vor seinem Freitod am 29.4.45 die ganze Wahrheit über den Holocaust erfahren. Sein Selbstmord wäre noch verständlicher, wenn das Gerücht stimmen sollte, dass seine Frau (sie war bei dem Vortrag anwesend) Jüdin war. Der Verfasser hat die Schlussätze sinngemäß (nicht wortwörtlich) nach der Erinnerung aufgeschrieben.

im Zusammenbruch der privatkapitalistischen Wirtschaft mit schrecklichen Folgen für die Menschen stehen. Da hilft auch kein deutsches Patentrezept. Der Gipfel dieser nationalen Arroganz ist die Behauptung, dass das, was den Russen in Tschernobyl und den Amerikanern in Harrisburg passiert ist, in deutschen Kernkraftwerken undenkbar sei.

Pausenlos wird einer verdummten Bevölkerung durch die Massenmedien vorgegaukelt, dass alles machbar sei, dass der technische Fortschritt alle Probleme lösen wird, ja am Ende der unsterbliche Mensch geschaffen werden kann. Die grausigen Verrücktheiten, dass sich vor allem in den USA Menschen tiefgefrieren lassen wollen, um in der „schönen neuen Zeit“ wieder zum Leben erweckt zu werden, ist der Gipfelpunkt des Wahnwitzes. So wird die Wissenschaft, die Erkenntnisfähigkeit des Menschen zur Hure des „Business“, des hemmungslosen Profitstrebens. Denn nur, wer die nötigen Mittel hat, kann dieser „Schönen-Neuen-Welt“ teilhaftig werden.

Wir leben in einer Zeit der „totalen Gottesfinsternis“ (Martin Buber). Am Himmel über Deutschland gleißt dafür die harte DM. Ihre Strahlen sind inzwischen so hart, dass sie nicht nur den Sinn des Lebens verdunkeln sondern auch millionenfach „Menschenabfall“ erzeugen. Ihre schlimmste Ausstrahlung geht von der Atomindustrie aus. Kann sie nicht gestoppt werden, ist ein Massenmord mit Zeitverzögerung unausweichlich.

Das mag man als emotionale Äußerung abtun, die mit der „harten“ Wirklichkeit nichts zu tun habe. Für mich wäre dieses „objektive“ Handeln tödlich. Ich bin existenziell mit meinen Mitmenschen verbunden. Ohne sie hätte ich nicht überlebt und könnte nach meinem individuellen Tod nicht an ein Weiterleben glauben.

Als ich 1959 ins Wendland kam, durfte ich an verantwortlicher Stelle mitwirken, aus dem „Armenhaus der Bundesrepublik“ einen lebens- und liebenswerten Landstrich zu schaffen. Immer war ich voll gefordert, sei es, dass ich die Ideen meines ersten Chefs Oskar

Lübbert verwirklichen half, sei es, dass es eigener Initiativen, wie den Bau der Elbuferstraße, die Schaffung des Naturparkes, den Ausbau des Gartower Sees, die Förderung der Bauleitplanung und die Erhaltung einer einmaligen Siedlungsstruktur mit seiner jahrhundertalten Baukultur bedurfte. Es war ein Beruf, wie ich ihn mir lebensausfüllender nicht vorstellen konnte.

Durch die irrwitzige Anhäufung eines Zerstörungspotentials, das in einem bewohnten Gebiet weltweit seinesgleichen sucht, fühle ich auch mein Lebenswerk bedroht. Dieser Bedrohung muss ich mich entgegenstellen, will ich noch den Kindern, vor allem meinen Enkelkindern frei in die Augen blicken können. Mit großer Befriedigung nehme ich wahr, dass ich in eine große Gemeinschaft eingebettet bin, die mit mir gleichen Sinnes ist und die gleiche Entschlossenheit zeigt. Der gesamte Widerstand weiß, dass es gilt, ein Verbrechen zu verhindern, das deshalb besonders infam ist, weil es mit Zeitverzögerung arbeitet und erst die kommenden Generationen mit voller Wucht treffen wird.

Trotzdem will ich keinen Menschen als Verbrecher bezeichnen. Ich kann nicht in ihre Herzen sehen, weiß nicht, ob sie nicht in maßloser Verblendung, gleichsam als Schwerstbehinderte handeln, auch wenn man wenigstens von Politikern verlangen sollte, dass sie einen klaren Durchblick haben und die notwendige intellektuelle Redlichkeit besitzen. Doch gerade sie unterliegen den Versuchen der Macht in besonders hohem Maße.

Welchen Spruch mögliche Richter über mich fällen, ist mir gleichgültig, befürchte mehr, dass sie sich ihr eigenes Urteil sprechen. Richter zu sein ist zweischneidig wie das deutsche Wort „Richten“ selbst. Richte ich ein Bauwerk, also bringe ich es ins Lot, dann Sorge ich für seine Standfestigkeit und Dauer. Das gleiche kann ein Richter tun, wenn er wirklich im Namen des Volkes, also der lebendigen Menschen, Recht spricht. Ist er dem Staate verhaftet, urteilt er nach der Devise „Gesetz ist Gesetz“, lässt er dem Gewissen des Einzelnen keinen Spielraum, dann muss er sich sehr wohl in Acht nehmen, dass er nicht dazu beiträgt, die Entartung des Staates zum

Untier zu fördern. Ob ein Staat ein Rechts- oder Unrechtsstaat war, entscheidet sich immer erst an den Früchten, die er gezeitigt hat.

Nikolas Born: Entorgt

So wird der Schrecken ohne Ende langsam
normales Leben

Zuschauer blinzeln in den Hof
im Mittagslicht

Kleinstadt, harte Narbe ziegelrot
Gasthaus, wehende Gardinen
und am Schreibtisch ist jetzt gering
der persönliche Tod

Ich kann nicht sagen, wie die Panik der Materie
wirkt, wie ich in meiner Panik
die nicht persönlich ist, nur an die
falschen Wörter komme.

Das sorgend Schöne fehlt mir an Krypton und
Jod 129. Mir fehlt die Zukunft der Zukunft
m i r fehlt sie.

Mir fehlen schon meine Kindeskinde
Erinnerung an Welten
mir fehlen Folgen, lange Sommer am Wasser
harte Winter, Wolle und Arbeit

Hier entstehen Folgen starker Wörter
die leblos sind, das verruchte Gesindel
spürt nichts, sie schließen die Kartelle
keine Ahnung was sie in die Erde setzen
Ahnung nicht, nur Wissen
was sie in die Erde setzen in Luft und Wasser
für immer

kein Gefühl für „immer“. Den Tod

sonderbehandeln sie wie einen Schädling
der gute Tod vergiftet wie die liebe Not.
Was schändet ihr die Gräber meiner Kindeskinde
was plündert ihr den Traum der Materie,
den Traum der Bilder, des Gewebs, der Bücher
Knochen

Die Trauer ist jetzt trostlos
die Wut ohne Silbe, all die maskierte Lebendigkeit
all die würgende Zuversicht
Gras stürzt, die Gärten stürzen, niemand
unterm Geldharnisch fühlt die Wunde
entsorgt zu sein von sich selbst.

Kein Gedicht, höchstens das Ende davon.
Menschenvorkommen
gefangen in verruchter Vernunft, die sich
nicht einmal weiß vor Wissenschaft.
Kein Schritt mehr frei, kein Atem
kein Wasser unerfasst, käufliche Sommerspuren

die Haut der Erde - Fotoabzüge
die betonierte Seele, vorbereitetes Gewimmer
das dann nicht mehr stattfindet
vor Stimmgebrochenheit.
Winzige Prozeßrechnungen in der hohlen Hand
beleben die Erde, allwissende Mutanten
dafür totaler Schutz vor Erfahrungen.
Lebensstatisten, Abgänger. Am Tropf
der Systeme.

Gekippte Wiesenböschung, Engel, ungewisse,
warmer Menschenkörper und Verstehn
Gärten hingebreitet, unter Zweigen Bänke...
...Schatten ... Laub ... im Wind gesprochen
..... Samen

3 - Land und Leute

- ein Lesebuch -

Land und Leute

Der Sucher, der Besucher, der das Besondere von Hinterwäldern ergründen will, tut gut daran, alles Hergebrachte, Festgesetzte, Aufgesetzte, vor dem großen Walde zurück zulassen, wenn er fündig werden will. Denn natürlich gibt es das „Normale“ in dieser Nische auch, ja es gibt hier vielleicht mehr Hinterwälder als Hinterwäldner. Aber auf letztere kommt es an, will er das Besondere der Geisteshaltung erkennen, die in die Zukunft weisen zu scheint.

Alles wirklich Neue entwickelt sich im Winkel, braucht die Nische, um ungestört wachsen zu können, eine Überlebenschance zu erhalten. Das war schon vor Milliarden Jahren der Fall, als die Erde nach extrem lebensfeindlich war. Mit ihren brodelnden Vulkanen, kaum geschützt vor einer brutalen Radioaktivität, die gnadenlos aus dem Weltraum, aber auch aus ihrem Inneren auf sie niederging, zerschlug sie alle größeren chemischen Verbindungen wieder, vielleicht um pausenlos an neuen Bausteinen experimentieren zu können.

Damals retteten sich einzelne Großmoleküle, durch hohe Wassermassen geschützt, in einzelne Winkel und Nischen aus der Hölle der tödlichen Strahlung. Sie „erkannten“ sich an ihren Strukturen, an ihrer Gestalt, schlossen sich dank der „Emergenz“ zu größeren Gebilden zusammen, die schließlich Leben, d.h. Stoffwechsel und Selbstreproduktion ermöglichten. Aus Nischen heraus eroberte das Leben den ehemals toten Planeten und schuf daraus ein großes, lebendiges Wesen, die GAIA, die Erde, die unter den Milliarden Sternen des Weltalls eine große Seltenheit, ja soweit erfahrbar, eine Einmaligkeit ist.

War Hinterwälder eine solche abgeschirmte Nische, in der Neues wachsen konnte? Sogenannte Rationalisten mögen dies als Spinnerei abtun, sie können, ja sie werden sich täuschen.

Nicht nur die hermetische-Abschließung von drei Seiten und der als Filter wirkende Grenzwald bewirkten die Sonderentwicklung, es waren auch noch andere Voraussetzungen gegeben. Schon das Gesicht der Landschaft bietet Eigenartiges. Es ist sehr abwechslungsreich und nur der wird es als Einheit erkennen, der von ihrer geologischen Ausformung, der Erdgeschichte weiß.

Bedeutungsvoller jedoch ist Hinterwaldens Vor-, Früh- und neuere Geschichte. Gerade die Entwicklung der Letzten 120 Jahre waren entscheidend. Dieser Landstrich hatte die Industrialisierungswelle der letzten Jahrhundertwende regelrecht verschlafen. Alles, was es neben der dominierenden Kleinlandwirtschaft an Gewerbe gab, war das Handwerk und einige Bierbrauereien und Schnapsbrennereien, aber auch das nur für den nicht geringen Eigenbedarf: Export gab es nicht. Die Zeiten, in denen eine bienenfleißige Bevölkerung ihr in Heimarbeit, gesponnenes und gewebtes Leinen vor allem über Hamburg in die Welt exportierte, waren längst vorbei. Es handelte sich, in die heutigen Wirtschaftssprache übersetzt, um ein zurückgebliebenes Gebiet. Doch was war nicht alles zurückgeblieben? Zurückgeblieben war eine an natürlichen Qualitäten reiche Landschaft, die nach dem Urteil der Prognos_AG, Basel, eine der führenden europäischen Wirtschaftsforschungsinstitute, " von eminent wichtiger ökologischer und gesellschaftspolitischer Bedeutung" ist (1981). Zurückgeblieben ist auch eine Kulturlandschaft mit einer in Jahrhunderten gewachsenen Siedlungsstruktur.

Wie Vogelnester in Baumkronen liegen die Dörfer in der Landschaft. Kleine, kaum ausgeuferte Städte und Marktflecken fügen sich in das Gesamtbild ein. Überall ist noch Geborgenheit zu spüren, wird Vergangenheit in die Gegenwart hereingenommen und liegt ein Hauch von einer lebenswerten Zukunft in der Luft, die Heimatgefühl hervorrufen kann. Für sensible Menschen wird die „virtuelle Zukunft“ einer von menschlicher Technik auf Kosten der Natur beherrschten Welt des Paradieses der „letzten Menschen“, als Phantom, als Scheinwelt erkennbar.

Die Natur, die Landschaft mit Weite und Enge, mit überschaubarer Gliederung durch Berg und Tal, mit abweisenden und einschließenden Hochgebirgsketten formen den Menschen im besonderen Maße. Niemand hat dies aufmerksamer betrachtet als der Reisechriftsteller und Weltreisende Collin Ross, der wohl sehr zu Unrecht der Vergessenheit anheim gefallen ist. Er hat festgestellt, dass die endlosen Weiten der Steppen und Wüsten die Völker zur Maßlosigkeit verführen. Nur so seien die Hunnen-, Mongolen- und Tartarenzüge des Mittelalters, aber auch die Eroberungszüge der Anhänger Mohammeds zu verstehen.

Sehr beunruhigt war er gegen Ende des Krieges, als an dem Sieg der USA im Verein mit der Sowjetunion nicht mehr zu zweifeln war. Etwa Januar 1945 kehrte er aus der USA nach Europa zurück, weil er befürchtete, die europäische Tugend des Maßhaltens in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zu verlieren. Er sagte den Kampf um die Weltherrschaft der beiden Supermächte voraus, die er als zwei sehr unterschiedliche Brüder einer und derselben materialistischen Weltanschauung bezeichnete. Sie würden in hemmungsloser Konkurrenz die Möglichkeiten unserer schönen Erde maßlos überfordern und eine globale Katastrophe herbeiführen. Er verzweifelte, weil er erkannte, dass Hitlers gleiche Maßlosigkeit unrettbar Europas Vorherrschaft vernichtet hatte.

Auch die Landschaft Hinterwaldens formt die Menschen. Sie ist nicht homogen, anders als der westlich anschließende Uelzener Kessel mit seinen Quellbächen der Ilmenau, die fast alle dem Mittelpunkt Uelzen zustreben. Im Westen der mächtige Wall der Endmoränen, davor der durch Bachtäler gut gegliederte Niedere Drawehn. Die Jeetzel trennt zwei sehr unterschiedliche Landschaften. Östlich davon dehnt sich Flachland, das allerdings durch kleine Höhenzüge, die Diluvialschollen, einschaulbar und überschaubar wird. Wenn dieser Winkel trotz der verschiedenen Landschaftsformen, lange bevor ihn ein eiserner Vorhang hermetisch abschloß, eine Einheit wurde, liegt es vor allem an den Menschen,

die diesen Landstrich besiedelten, also in seiner Vorgeschichte und Geschichte.

dass wir uns hier mit Land und Leuten beschäftigen, soll helfen, Umstände besser verstehen zu lernen, die trotz der verschiedener Herkunft und Biographien, den Widerstand gegen die Gefährdung dieses Lebensraumes zu einem festen Block zusammen schiedeten. Ob neben den Geschichten aus Hinterwalden dieser Landstrich auch einen Beitrag zur Geschichte leisten wird, hängt alles mit dem Widerstand zusammen, der den Namen „Gorleben“ trägt.

Am Anfang sollen Personenbeschreibungen stehen, wie sie der Erzähler ohne größere Nachforschungen wahrgenommen hat, die aber für sein Bild von Hinterwalden von größter Bedeutung waren.

Johann Heinrich Esser

Auf dem Dorfplatz von Satemin stand eine hochrangige Delegation: ein älterer und ein jüngerer Professor, Behörden- und Kreisvertreter und einige Dorfbewohner. Es ging um Maßnahmen zur Dorferneuerung. Der jüngere Professor wandte sich an die Sateminer: „Ihr Dorf ist sicher einer der schönsten Rundlinge und in seiner baulichen Geschlossenheit einmalig. Doch Sie müssen sich besser verkaufen.“

Kaum war das Wort gefallen, drehte sich ein Mann in einem schon etwas abgetragenen grünen Lodenmantel um und schritt auf seinen Gummistiefeln quer über den Dorfplatz seinem Hofe zu. Der Erzähler folgte ihm und rief ihn, als er sich bis auf zwei Schritte genähert hatte, an. Heinrich Esser verlangsamte seine Schritte, drehte sich dann um und sagte: „Ich lasse mich nicht verkaufen und soweit mein Einfluss reicht, werde ich dafür sorgen, dass sich auch das Dorf nicht verkauft.“

Er wusste, dass damit die Dorferneuerung geplatzt war. Der Einfluss des Johann Heinrich Esser auf die Dorfgemeinschaft war, obwohl er nie ein Ehrenamt in der Gemeinde bekleidete, über jeden Zweifel erhaben. Seinen uneigennütigen Ratschlägen zu folgen, stellte sich immer als vorteilhaft heraus. Damals war er bereits wohlbestallter Pastor der Kirchengemeinde Plate, zu der allerdings Satemin nicht gehörte. Doch der Weg dahin war lang und weit.

Aufgewachsen war er in Dresden in einer sicher wohlhabenden Familie. Als Sohn eines höheren Polizeioffiziers besuchte er das Gymnasium und war Mitglied des Kreuzchores. Doch diese umsorgte Kindheit wurde durch das Kriegsende jäh unterbrochen. Wohl auf Anraten seiner Mutter, die als Tochter der angesehenen Wentz-Familie in Wustrow eine geborene Wendländerin war, verließ er das zerstörte Dresden und schlug sich ins Wendland durch.

Wie er bei der Verwandtschaft aufgenommen wurde, ist nicht bekannt. Doch Heinrich Esser war auch nicht der junge Mann, der sich müßig in ein nicht selbst gebautes Nest setzen wollte. Wie viele seiner Altersgenossen nach dem Kriege verdingte er sich auf einem Bauernhof in Güstritz. Dort blieb er, bis er Hildchen Schulz aus dem nahe gelegenen Satemin heiratete und auf ihrem Hofe folgte. Wie er die Frau seines Lebens kennen lernte, ist nicht bekannt, aber dass es eine gute Wahl war, davon konnte sich jeder, der Einblick in das Familienleben der beiden nehmen konnte, leicht überzeugen.

Der Vater der Hilda Schulz war bereits gestorben. Der Halbhufenhof hatte einen tüchtigen Bauern dringend nötig. Mit Umsicht, Entschlossenheit und Fleiß nahm sich Heinrich Esser dieser Aufgabe an und bald war vergessen, dass er eigentlich ein 'Inkömer' war, ein Manko, gegen das viele seiner Schicksalsgenossen in dem sehr konservativen Wendland ankämpfen mussten. Bald war er ein angesehener Dörfler, dessen geistige Beweglichkeit vor allem bei Eingaben an Ämter und Behörden gerne in Anspruch genommen wurde. Seine große Musikalität brachte es mit sich, dass er bald jeden Sonntag in der kleinen Kirche Orgel spielte. Er war aus dem Dorfleben nicht mehr wegzudenken.

So verflossen einige Jahre in familiärer Harmonie und dörflicher Eintracht. Vier Kinder, drei Mädchen und ein Junge wurden geboren und wuchsen heran. Das machte ein wenig Sorge. Wollten die Eltern ihnen eine gute Ausbildung zukommen lassen, reichten die Einkommen aus dem kleinen Betrieb kaum. Dass er für seine vielfältigen Hilfestellungen bei schriftlichen Eingaben kein Geld nahm, war ihm Ehrensache. Ohne Hinzuverdienst war wohl die Zukunft bei fallenden landwirtschaftlichen Preisen nicht zu schaffen.

Er bewarb sich beim Landkreis, wurde eingestellt und als Aktenbote dem Kreishochbauamt zugeteilt. Dort sah ihn E im Vorzimmer einige Tage Akten von der Poststelle heran schleppen. In der Mittagspause fuhr er nicht nach Hause, Satemin war zu weit. Der

Erzähler fuhr ja regelmäßig erst kurz vor eins zum Mittagessen, um für Anrufe des OKD bereit zu sein, der ihn gerade in der Mittagszeit gerne zu sich rief. Das gab ihm die Möglichkeit Herrn Esser genau zu beobachten. Kaum hatte der die mitgebrachten Brote verzehrt und einen Schluck aus der Thermosflasche genommen, nahm er sich vor allem die Ausgänge vor, die im Chefzimmer am Vormittag bearbeitet wurden. Dabei hatte er meist das Bundesbaugesetz vor sich liegen, in dem er die angezogenen Paragraphen nachschlug. Offensichtlich wollte er wissen, was sich hinter seiner Arbeit abspielte. Auch manche zufällig gehörte Bemerkung des Neueingestellten ließ E aufhorchen. So schob er eines Tages die Bildzeitung weg, die AP, der sich als Spieß des Zentralbüros verstand, ihm auf sein Katzentischchen gelegt hatte. „Bitte, nimm das weg. Blut verträgt sich nicht mit meinen Käsebröten.“

Mit der bodenrechtlichen Bearbeitung der Bauanträge war es vor dem Dienstantritt des Erzählers im Hochbauamt sehr schlecht bestellt. Immer wieder stieß E auf einige Wochenendhäuser, die mitten in der freien Landschaft lagen. Auf seine Frage an den Sachgebietsleiter Bauaufsicht, wie dies trotz des § 3 der Bauregelungsverordnung passieren konnte, antwortete dieser: „Offen gestanden haben wir uns nie gekümmert, wo ein Haus gebaut werden sollte, wir haben immer nur den Bauantrag selbst geprüft.“ Ein Glück, dass außerhalb der Städte Lüchow und Dannenberg, die Aufbaupläne hatten, nur sehr wenig gebaut wurde! Jetzt, nach dem Inkrafttreten des Bundesbaugesetzes wäre eine solche Verfahrensweise zur Katastrophe gediehen. E hatte sich ja trotz der Aufforderung der Regierung geweigert, nur die kleinste Gemeinde von der Bodenverkehrsgenehmigungspflicht nach § 19 des BBauG freistellen zu lassen. Bevor noch ein Bauherr endgültig in den Besitz eines Baugrundstückes kommen konnte, musste geprüft werden, ob das Bauvorhaben nach den §§ 30 -35 BBauG genehmigungsfähig war.

E bestellte den neu eingestellten 'Boten' in sein Zimmer. „Herr Esser, Sie sehen wohl selbst, dass ich bei der boden- und planungsrechtlichen Bearbeitung der Anträge kaum Unterstützung durch das Büro habe. Meine Bitte geht dahin, dass Sie vorerst die Bearbeitung

und Vorprüfung des Bodenverkehrs übernehmen, die planungsrechtliche Prüfung der Bauanträge könnte folgen.“ Überrascht schwieg Heinrich Esser einen Augenblick. „Ja, wenn Sie mir das zutrauen, dann will ich es gerne versuchen.“

Diese Beauftragung stellte sich als ein Glück für den ganzen Landkreis heraus. Kein gehobener Beamter, der später für diese Aufgabe dem Bauamt zugewiesen wurde, hat sie besser bewältigt, als Heinrich Esser. Viel trug er dazu bei, dass die Ortsplanungsstelle, die E nach dem Vorbild der Regierung von Oberbayern beim Landkreis eingerichtet hatte, voll wirksam werden konnte. Im ganzen Land herrschte großer Mangel an ausgebildeten Bauleitplanern, von den einheimischen nahm anfangs nur Architekt Kofahl die Planung für die Stadt Lüchow wahr. Von geringen Ausnahmen abgesehen bedienten sich alle übrigen Gemeinden der Ortsplanungsstelle. Das ergab Arbeit in Hülle und Fülle.

Zuerst nahm E Heinrich Esser zusammen mit Robert Pompl, der die meisten Bauleitpläne bis zur Planungsreife durchgearbeitet hatte, zu den abendlichen Ratssitzungen und Gemeindeversammlungen mit, wenn es um die Beschlussfassungen für Flächennutzungs- und Bebauungsplänen ging. Während E und Pompl den meist in Platt geführten Debatten nur mühsam folgen konnten, saß Heinrich Esser, der die Umgangssprache der Wendländer bestens verstand, ja auch noch dort den Sinn erfasste, wo der Ausdruck zu wünschen übrig ließ, vor seinem Notizblock und schrieb fleißig mit.

Am Ende der Sitzung passierte etwas Erstaunliches: Heinrich Esser, der sich nur ab und zu zur Klarstellung einzelner Begriffe eingeschaltet hatte, meldete sich zu Wort: „Ich habe versucht, das was Sie geredet und beschlossen haben, zusammenzufassen. Wenn Sie einverstanden sind, will ich es vorlesen.“ Es folgte ein Sitzungsprotokoll, das alle Gesichtspunkte enthielt, die bei dem Beschluss eines Bebauungsplanes berücksichtigt werden müssen. Begeistert stimmten die Anwesenden zu und Bürgermeister und Gemeindedirektor setzten stolz ihre Unterschrift darunter. Keine dieser Sitzungsniederschriften wurden bei der Genehmigung der Bauleit-

pläne beanstandet. Bald sah E ein, dass seine Sitzungsteilnahme völlig überflüssig war. Er konnte sich anderen Aufgaben zuwenden. Robert Pompl beherrschte die Bauleitplanung bis ins kleinste Detail und für die Rechtssicherheit sorgte Heinrich Esser. So hätte es nicht nur zehn Jahre, so hätte es immer weiter gehen können.

Doch da betrat um die Mitte der siebziger Jahre Heinrich Esser in etwas gedrückter Stimmung das Zimmer des Erzählers. „Ich muss Ihnen leider etwas mitteilen, was auch mir schwer fällt.“ E unterbrach ihn. „Reden Sie nur zu. Ich habe ja Augen im Kopf, habe auch schon mit Probst Tidow über Sie gesprochen. Ich weiß, dass Sie an einem Predigerseminar in Loccum teilnehmen sollen und dass Sie nachher vollwertiger Pastor werden sollen. So leid es mir auch tut, einen so wichtigen Mitarbeiter zu verlieren, für den ich so schnell, wenn überhaupt, keinen vollwertigen Ersatz bekommen werde, so gönne ich Ihnen und Ihrer Familie doch die neue Aufgabe, die Ihrem Naturell und Ihrer Lebenseinstellung noch weitaus näher liegt als die Arbeit hier, obwohl Sie auch diese immer zum Wohl der Mitmenschen eingesetzt haben“.

Diese neue, größere Aufgabe fiel Johann Heinrich Esser nicht völlig unvermittelt zu. Bereits in den fünfziger Jahren hat er ja in der Kirche in Satemin die Orgel gespielt. Als eines Sonntags, aus welchen Gründen auch immer, der Pastor nicht erschien, ging er nach dem Eingangsglied zum Altar und sagte zur versammelten Gemeinde: „Wenn wir hier schon beisammen sind, wollen wir wenigstens das Evangelium lesen und uns ein wenig mit den Worten der Bibel beschäftigen.“ Er las die Epistel, sprach die überleitenden Gebete und verkündete die Worte des Neuen Testaments. Ob er danach noch einmal zur Orgel ging und das vorgesehene Lied spielte, ist nicht bekannt, wohl aber, dass er die 'Frohe Botschaft' mit schlichten Worten auslegte, die die Gemeinde sofort verstand. Er war ja einer von ihnen, kannte ihre Sorgen, Nöte und Denkweise, schaute wie kaum ein zweiter auf ihr Maul und sprach ihre Sprache.

Von nun an machte es der Gemeinde nichts aus, wenn der Pastor oder die Pastorin einmal ausfiel, Heinrich Esser machte das schon.

Bald wurde er auch als willkommener Lektor an anderen Orten eingesetzt. Bei einem dieser Vertretungen hörte ihn auch Probst Tidow und war begeistert. So ungekünstelt zum Volke zu sprechen, dass ihn jeder verstehen konnte, das hatte er noch nicht erlebt. „Sie dürfen Ihr Talent nicht verkümmern lassen. Kommen Sie zu uns, ich werde dafür sorgen, dass Sie hier eine Gemeinde bekommen.“

So wurde er ein allgemein anerkannter und beliebter Pastor in der Kirchengemeinde Plate, ja als besondere Aufgabe bekam er noch die Mitwirkung bei der Herausgabe des „Plattdüütsch Lektionar“ für Niedersachsen zugewiesen, einer Aufgabe, der er sich mit großem Können und Eifer stellte. Plattdeutsch war ja seine Umgangssprache. Er beherrschte sie bis ins kleinste Detail. So verwunderte es nicht, dass er bald zu mundartlichen Predigten überall hin, so etwa auch in den Dom zu Braunschweig, eingeladen wurde.

An seinem Lebensstil änderte diese neue „Ehrenstellung“ wenig. Er blieb der einfache Mensch ohne jeden Anspruch, ohne alle „Arroganz“. Kaum hatte er seine Dienstgeschäfte erledigt, die er mit größter Sorgfalt wahrnahm, war er wieder der Feierabendbauer auf seinem Hof in Satemin. Dann lief er in seiner altgewohnten Tracht, dem abgetragenen grünen Lodenmantel, der grünen Schirmmütze und den Gummistiefeln einher. Bezeichnend ist eine wahre Begebenheit, die sich wie eine Anekdote anhört, die er selbst erzählte.

Aushilfsweise sollte er in dem nahe gelegenen Meuchefitz eine Beerdigung vornehmen. Um sich gut vorbereiten zu können, ging er rechtzeitig hin. Als er auf den Friedhof kam, sah er zwei Kuhleschippers (Totengräber) noch bei der Arbeit. „Nun müsst Ihr Euch aber beeilen!“ Als die beiden den Mann in der typischen Bauernkleidung sahen, sagten sie: „Du hast gut reden. Bring uns lieber ein Bier.“ Ein kurzer Blick auf die Uhr: „Das dürfte noch gehen.“ Heinrich Esser ging in die nahe gelegene Gastwirtschaft und reichte anschließend zwei Flaschen Bier den Männern hinunter. „Trink halt mit!“ „Geht nicht, ich muss mich jetzt schnell umziehen.“ Als er

einige Zeit später im Pastorenornat vor die Trauergemeinde trat, blieb den beiden vor Staunen und Schreck der Mund offen stehen.

Was lässt sich von dem geistig so beweglichen und äußerst musikalischen Menschen noch sagen? Er war tief religiös. Unablässig versuchte er die Wurzeln der Lehre Jesu zu ergründen, vor allem, soweit sie dem Heil des Menschen, der Menschheit dienten. Er erkannte klarsichtig, dass die Gier nach Geld, Ansehen und Macht, das sich und die Umwelt zu verkaufen die größte Gefahr war. So war er von Anfang an ein entschiedener Kämpfer gegen die Atompolitik von „Gorleben“, war eine treibende Kraft in der Bäuerlichen Notgemeinschaft und versäumte, soweit nur möglich, keine Aktion oder Demonstration. Er war ein Mann der Bergpredigt. Den Menschen als Ebenbild Gottes zu vervollkommen bestimmte sein Leben in Wahrhaftigkeit und sein Handeln, seine Sorge um die Seelen der ihm Anvertrauten. Dabei war er langen Frömmigkeitssprüchen eher abhold, wußte dafür sehr genau, wo ein Bibelzitat Trost und Hilfe brachte.

Auch lehrte er eigene Schwächen und die Schwächen der anderen, wenn auch mit Trauer, hinzunehmen, ja sie als notwendigen Bestandteil des Zusammenlebens zu begreifen. Beispielhaft dafür mag stehen, dass er das Jesuswort: „Der Sabbath ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Sabbath“ für unsere Zeit umformte: „Das Gesetz ist für den Menschen da und nicht der Mensch für das Gesetz“. Nach dieser Maxime verfuhr Heinrich Esser bereits beim Kreishochbauamt, wenn keinerlei Gemeinwohl auf dem Spiele stand, der Sinn des Gesetzes gewahrt wurde und nur bürokratischen Bestimmungen von Verordnungen und Ministerialerlassen entgegenstanden. Er übersah dann geflissentlich den „Fehler“. Er wußte, dass er sich auf Esser verlassen konnte. Auch hierzu ein sehr bezeichnendes Ereignis:

Schon lange Pastor, hatte er zu einem Gastmahl geladen. Nach dem Empfang führte er die Gäste in das neue Wohnzimmer, das er sich im Bereich der weitgehend nutzlos gewordenen Diele ausgebaut hatte. Es war ein gemütlicher und anheimelnder, holzverschalter

Raum geworden. Sein Freund Robert Pompl hatte ihn sicher dabei gut beraten. Alle war des Lobes voll. Ein wenig druckste Heinrich Esser herum. Dann begann er: „Ich kann es mir nicht verkneifen. Wissen Sie was mich daran am meisten freut? dass ich dafür keine Baugenehmigung eingeholt habe, dass ich das Zimmer 'schwarz' gebaut habe!“ Der Erzähler lacht laut auf. „Kann ich verstehen. Die Bauaufsicht sollte sich um das Allgemeinwohl kümmern und nicht den Bürger gängeln. Keine Bestimmung der Bauordnung wurde dabei verletzt und das Baudenkmal hat keinen Schaden erlitten, ist im Gegenteil wertvoller und damit zukunftssicherer geworden. (Bald wurden diese Baumaßnahmen auch von der Genehmigung freigestellt.)

Leider wurde Heinrich Esser kein langes Leben beschert. Unheilbar krank, benutzte er die letzten Monate seines Lebens, um alles so gut als möglich zu ordnen. Selbst seine eigene Totfeier, wie er sie sich wünschte, legte er im Ablauf, den Bibeltexten und den zu singenden Liedern fest, vergaß auch nicht, festzulegen, auf langatmige Nachrufe zu verzichten. Am . 1983 starb er im Alter von 57 Jahren. Eine unübersehbare Schar füllte die Plater Kirche, seine letzte Wirkungsstätte, bis auf den letzten Platz.

Was hat uns Heinrich Esser hinterlassen? Jeder der in den Bannkreis seines Lebens geriet, das eingebettet war in das Leben mit der seiner Familie, an dem seine Frau Hilda, die ihn um 13 Jahre überlebte, einen hohen Anteil hatte, war tief beeindruckt, wie sehr er das Sein über das Haben stellte. Letzteres beschränkte sich auf die Sicherung des täglichen Brotes, was immer man dazu rechnen mag. Ausgestattet mit hohen Geistesgaben, die er sehr wohl für seine Mitmenschen einsetzte, die er aber nie hervorhob, immer äußerst bescheiden blieb, gab er ein Beispiel, wie wir im Frieden miteinander leben können, ohne nötigen Auseinandersetzungen auszuweichen.

Er war ein Wendländer von echten Schrot und Korn, obwohl er nur mütterlicherseits aus dem Wendland stammte. Aber, wie nur wenige verstand er den Einheimischen auf das Maul zu schauen und in ihrer Sprache mit ihnen zu verkehren. Ihren ausgeprägten Gemeinschafts-

geist, der sich ja schon in ihren Dorfformen, vor allem in ihren Rundlingen eindrucksvoll dokumentiert, versuchte er so zu lenken, dass von ihrem Gemeinschaftsbollwerk aus ihr Blick über die Kirchturmspitze hinausging, über ihre Nachbarn hinweg das Allgemeinwohl im Auge behalten wurde. So hat er nicht nur Satemin, das sein Heimatdorf wurde, und die Dörfer seiner späteren Pfarrgemeinde entscheidend mitgeprägt. Sofort erkannte er, dass das Atomgewitter von „Gorleben“ nicht nur den Landkreis bedrohte, sondern eine menscheitsbedrohende, globale Dimension hatte. Deshalb setzte er seine ganze Kraft gegen diesen Irrweg ein.

Schriftlich hat dieser sehr ausdrucksstarke Mann wenig hinterlassen, was bisher bekannt wurde. Seine sicherlich bedeutende Mitwirkung beim „Plattdüütsch Lektionar“ ging sicher mit seinem vollen Einverständnis in das Gesamtwerk ein, sodass sein Name nur im Mitarbeiterverzeichnis enthalten ist. Vielleicht befinden sich in seinem Nachlass noch einige ausgearbeitete Predigten und es wäre sehr wünschenswert, wenn die zahlreichen Nachkommen diese einem größeren Kreis zugänglich machen würden.

Freilich ist dabei zu bedenken, dass er am liebsten spontan redete, wie es der Geist ihm eingab, sodass er wohl nur einige Leitlinien aufzeichnete. War er über den Wendländer hinaus ein bewusster Hinterwaldener, der ahnte, dass sich hier im Winkel Entscheidendes verändern kann, das für das Denken der ganzen Menschheit bedeutend werden kann? Alle Anzeichen sprechen dafür.

Wellengetragen
lass ich mich treiben
ohne zu steuern
komme ich an

Der Weise im Waldwinkel

Am 29. Februar 1995, also an einem Schalttag, wurde Joachim Fritzen, wie er es schon lange wünschte, von seinem Dasein erlöst.

Als der Erzähler gegen Mitte der sechziger Jahre das erste längere Gespräch führte, schien ihm Joachim Fritzen noch ein guter Katholik zu sein, der die „Auferstehung des Fleisches“ noch wörtlich nahm. E musste dabei unwillkürlich an das Nietzsche-Wort : „alle Lust will Ewigkeit“ denken. Der Musiklehrer am Gymnasium Lüchow war ein sehr sinnlich veranlagter Mensch, der mit Frau und großer Kinderschar, aber auch mit seinen Schülern in bester Eintracht und Harmonie leben wollte. Ob er das schon damals im Bewusstsein des SCHÖNEN SCHEINs tat, von dem er 1994 sagte: „Ohne den schönen Schein hätte wenigstens ich das Dasein in diesem LEIDMEER kaum ertragen“, erfuhr E natürlich nicht. Mag schon sein, dass bereits damals der haarscharfe Intellekt des Mannes, seine geistige Trennschärfe wie eine drohende, dunkle Wolke am Horizont seines Lebens stand. Es handelt sich ja nur um den Eindruck, eines zugegebenermaßen etwas oberflächlichen Eindruck, den E von ihm hatte. Soviel er erfahren konnte, spielte er jeden Sonntag in der katholischen Kirche die Orgel und schien sich in dieser Diasporagemeinde auch wohl zu fühlen. Sie hatte ja nichts oder wenig mit der hierarchisch geführten römisch katholischen Kirche zu tun, sie war eine Glaubensgemeinschaft, ein Stückchen geistige Heimat einer Minorität, die weit unter der 5%-Marke lag, auch wenn sie durch die SKF-Zuwanderer aus Unterfranken seit Anfang der sechziger Jahre eine starke Auffrischung erfahren hatte.

Hat diesem Mann, der in der abendländischen Geisteswelt von den Vorsokratikern bis zur Quantentheorie wie wenige vor ihm und mit ihm zu Hause war, den Musiker, Mathematiker und Philosophen, die Gastprofessur von 1966-68 den Blickwinkel für das menschliche Dasein, seine Kulturen, sein geistiges und religiöses Leben noch enorm erweitert? Das muss wohl der Fall gewesen sein. Seine Wahrnehmungsfähigkeit war ja außerordentlich hoch entwickelt. Er schien sehr schnell die Geisteshaltung zu begreifen, die hinter den Ausdrucksformen stehen.

Als er zurückkehrte, hinterfragte er die Wurzeln des europäischen Denkens weit schärfer. Er wurde zum Skeptiker, ja zum Rebell. In seinem „Rebellenkalender“ von 1978 schrieb er auf dem letzten Blatt:

„Wer Unsinn als Tiefsinn vorträgt,
dem lauschen in Andacht die Jahrtausende.“

Das führte bei ihm jedoch nicht zur Resignation sondern zu einer erhöhten Wachsamkeit. So war er es, der schon viele Jahre, bevor die drohenden Atomgewitterwolken in Gorleben aufzogen, den atomaren Unfug mit seinem feinen Gespür erkannte und mit seinen Warnungen bis zum Schluss nicht aufhörte.

Ja, er war der geistige Vater des Widerstandes in Hinterwalden. Wie kein Zweiter sprach er die Intellektuellen an, die sich noch einen Rest von Verantwortungsgefühl bewahrt hatten. Mit seiner geschliffenen Sprache, die jedes unnötige Wort vermied, konnte er in drei Sätzen Wesentlicheres aussagen als andere in einer ganzen Abhandlung. Den meisten war dies wohl bewusst. Fast unübersehbar war die Schar der Frauen und Männer des Widerstandes, die seinem Sarge folgten. Dabei war es wohl das Gefühl der Dankbarkeit, die die Trauer überwog: Tausend Dank, dass es den Joachim Fritzen gab! Was er uns übermittelte, wovon er uns überzeugte, was er so treffend formulierte, ist ja nicht tot. Es wirkt weiter, wird solange weiterleben, wie es den Widerstand gibt.

Sicher wollten alle auch ihre Verbundenheit mit Marianne, seiner Frau bekunden, die an seiner Seite den Widerstand seit dem AKW-Vorsorgetandort Langendorf, also in den frühen siebziger Jahren, praktisch geleitet hatte. Anfangs folgte ihr nur eine kleine Schar, zur Volksbewegung wurde die Bürgerinitiative unter ihrer Leitung erst nach „Gorleben“. Doch dies ist eine andere Geschichte. Kehren wir erst zu dem Menschen Joachim zurück.

Diesem Bericht liegen keine Recherchen, keine Erkundungen zu Grunde. Es handelt sich um die persönlichen Eindrücke des Erzählers, die er in vielen Gesprächen, aber mehr noch beim Lesen seiner vielen Sinngedichte und Sprüche, meist in Form von Dreizeilern, gewonnen hat. Das Problem des Weisen im Waldwinkel schien ihm dabei das Problem *des* Menschen im ausgehenden zweiten Jahrtausend im Allgemeinen zu sein. Wer nur einigespür für geistige Umwälzungen hat, muss erkennen, dass die Zeit der „Aufklärung“, der Herauslösung des Individuums aus den erstarrten mittelalterlichen Bindungen unweigerlich zu Ende geht.

Diese abendländische Menschheitsepoche begann mit dem grandiosen Versuch der Renaissance, das Menschenbild des Einzelnen als Ziel der Schöpfung herauszustellen. Die Gestalt des David des Michelangelo ist seine höchste Ausprägung. Es folgte die Reformation als Befreiung von der Vorherrschaft der Kirche. Die Theorie der Erkenntnisfähigkeit des Menschen und die sittliche Verankerung des Individuums beherrschte die Philosophie durch Jahrhunderte. Am einschneidendsten rüttelte Nietzsche an diesem Menschenbild. Doch seine Kritik stellte das Individuum nicht in Frage, ja er erhöhte es zum Übermenschen, setzte ihm ein neues Ziel, im Verein mit dem anscheinend entgegengesetzten Kollektivismus entartete es zur höllischen Fratze.

Alle Philosophie nach Nietzsche war mit Ausnahme von Marx, der gewollt oder ungewollt die geballte Masse, den Kollektivismus anstelle des Individualismus setzte, zutiefst von einer Skepsis gegen das Individuum geprägt, aus der man händeringend irgendeine

Ausflucht suchte ohne eine neue Fragestellung zu versuchen. Das Individuum war einfach existent. Kierkegaard wandte sich von der real existierenden Welt ab und flüchtete als „Einzelner vor Gott“ vor der Angst der Sinnlosigkeit des Daseins. Jaspers und Heidegger waren überzeugt von der Unerkennbarkeit der Existenz, setzten aber ihr Dennoch der sittlichen Bewältigung des Daseins entgegen. Sartre setzte den „Ekel“ entgegen, dem sich der zur Freiheit verurteilte Mensch stellen müsse.

In dieser Geisteshaltung verharrte auch Joachim Fritzen. Er blieb im Individualismus gefangen, lehnte sicherlich beeinflusst durch das fernöstliche Nirwana, jede Erlösung als unehrlich ab:

Nein, kein Himmelreich
Weder Hölle noch Erde (Keine Wiedergeburten) ,
Reines, klares NICHTS

„Reines, klares NICHTS“. Kann etwas gar nicht Vorhandenes rein und klar sein? Diesem Paradoxon muss sich jeder Leser der Sinnprüche des Weisen im Waldwinkel stellen. Das NICHTS, das uns in seinen Dreizeilern in Haiku-Form erscheint, ist ein reiner, klarer Bergkristall oder auch Diamant, selbst farblos und vollkommen durchsichtig, der aber in der geschliffenen Form ohne jede Beimengung von Unnötigen ein Feuer- und Farbenwerk ausstrahlt und auch jede scheinbare Dunkelheit durchstrahlt. Um dieses Werk durchführen zu können, reißt er den letzten Schleier von dem ewigen „Stirb und Werde“ nicht weg.

Er benutzt ihn als Unterlage für seine meist kalligraphisch geschriebenen Sprüche mit dem Können eines Meisters der Sprache. Hätte er diesen Schleier wegreißen können? Sicherlich, doch um den Preis des Verlustes der Grundlage seines Denkens. Er wollte eine Sache, eine Geisteshaltung ohne billigen Trost zu Ende führen: Fin de siecle!

Dabei war er doch in seinem Leben in Wahrhaftigkeit ein großer Liebender. Er litt in seiner Seele an dem Unrecht dieser Welt, dem

Fressen und Gefressenwerden. Gott, so es denn einen gab, warf er in einer „Schmähpredigt“ vor:

Luzifer. Eva -
Filzläuse. Gonokokken
Gottesmachwerke

Ihm, dem Zulasser des ungerächten Unrechts, schreit er sein LAMA ASABTHANI, den Golgathaschrei entgegen, „wäre da ein Ohr“.

Ja, Fritzen sah das Unrecht nur vom Individuum aus, die Erhaltung der Arten, ja des Lebens selbst, blendete er aus seiner Gedankenwelt aus. Bei einem beliebten Beispiel der Greuel dieser Welt versuchte der Erzähler einzuwenden: „Ist das Gefressenwerden des Spinnenmännchens nach der Begattung durch das Weibchen nicht sogar höchste Lust gewissermaßen im Wissen, dass die eigene Lebenssubstanz nötig ist für die Nachkommenschaft, ja dass nur dadurch sein eigenes Weiterleben gesichert ist? Haben Sie nicht annähernde Gefühle des völligen Aufgehens in der Geliebten nicht schon selbst empfunden?“ Er aber schüttelte nur den Kopf. So wollte, konnte(?) er nicht denken.

Wie konnte dieser Mensch, der vor dem Greisenalter auch für seine Lust Ewigkeit wollte und deshalb auf die leibliche Auferstehung hoffte, im Alter das Leben noch ertragen? In seiner „Leeren Menge“ gibt er die Antwort: durch den SCHÖNEN SCHEIN. Darunter versteht er, für einen Musiker sehr verständlich, vor allem die Meisterwerke der Musik, die Gregorianik, die KUNST DER FUGE, das DEUTSCHE REQUIEM und vieles andere, daneben eng verwandte Lyrik, das TRUNKENE LIED und das STUNDENBUCH und schließlich die gotischen Kathedralen bis hin zum „behaglichen Frieden eines milden Sommerabends“.

Warum aber nennt er das Schein, was doch der Natur, der Schöpfung innewohnt? Kein noch so genialer Mensch kann etwas erfinden, was nicht schon da ist. Er kann es nur empfinden und so er das gestalterische Können besitzt, diesem Ausdruck verleihen. Auch

das Schöne ist in der Natur angelegt, die Schönheit ist ein Verwirklichungsprinzip der Schöpfung, der natura naturans, sie ist nicht unsere, des Menschen Erfindung. Formen und Farben der Blumen, der Gesang der Nachtigall, Berg und Tal, Himmel und Wolken, ja selbst die trügerischen Sternbilder werden vom Menschen nicht gemacht, sie *sind da*, uns zum Gefallen und zur Freude.

Ach ja, Fritzen wittert überall, selbst noch zwischen den „Produzenten des schönen Scheins“ den Verdrängungswettbewerb, den Kampf ums Dasein, die Vernichtung des Schwächeren zugunsten des Stärkeren, zugleich Anhänger des und Rebell gegen Charles Darwin. Kannte er das Prinzip der gegenseitigen Hilfe nicht, ein Prinzip, das mindestens genau so wirksam ist wie der Kampf ums Dasein, hat er seinen Kropotkin nicht gelesen? Das kann bei dem allseitig gebildeten Mann nicht der Fall sein. Er wollte bewusst den Irrtum seiner Zeit bis zum bitteren Ende durchkosten. Er selbst lebte ja nach der GOLDENEN REGEL: „Was Du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Den letzten Schleier vom Leben, vom Sein im Wandel wegziehen, das heißt das Individuum für nicht existent erklären, so wie das Leonardo Boff tut und lange vor ihm Martin Buber bereits angedeutet hat, indem er die Person als Knotenpunkt der Beziehungen als Träger alles Wesentlichen erklärte“: Dem wollte Joachim Fritzen nicht folgen.

Seine Rolle als Individuum sah er darin, dieses bewusst dem Nichts zuzuführen. Ist ihm das gelungen? Was das Individuum angeht, sicherlich. Es ist nicht mehr da. Seine Person aber ist noch da und für lange Zeit werden noch Beziehungen zu ihr geknüpft, werden Gespräche, Dialoge mit ihr geführt werden. Auch die Welt ist ja noch da, von ihm mitgeprägt und das gar nicht so wenig. Ihm sei ins Grab gerufen, besser ins All, in die Ewigkeit:

Alles, was da war,
ist (bleibt) auch in dir
Alles, was sein wird,
ist ohne dich nicht denkbar.

Ganzheitlich, holistisch gesehen, gibt es ja gar keine Vergangenheit, ist das ganze Beziehungsgeflecht des Gewesenen Bestandteil des Weltalls. Zwar läuft die Zeit immer nur in eine Richtung, die wir vorwärts nennen wollen. Es gibt keine Wiederkehr des Gleichen, aber im Zeit-Raum-Kontinuum ist auch die Zeit gekrümmt. Ob sie aber in Kreisbahnen oder in Spiralformen läuft, weiter oder enger werdend, das wissen wir nicht, brauchen es auch nicht zu wissen. Endlich sollten wir begriffen haben, dass es in erster Linie nicht auf Erkenntnis sondern auf Gestaltung ankommt.

Wollte Joachim Fritzen wie seine großen Zeitgenossen die Erkenntnis der letzten Dinge, die Metaphysik gestalten? Das musste, wie er richtig voraus sah, scheitern. Was über die Natur hinausgeht, ist eine leere Menge, bringt kein Ergebnis und damit auch keine Erkenntnis. So sagt er im „Schlussakkord“ treffend:

Am Ziel der Erkenntnis ist,
wer die Unerkennbarkeit des Unerkennbaren
erkannt hat und anerkennt“

Sind die letzten Lebensjahre des großen Liebenden tragisch zu nennen? Jedenfalls sind sie eine herausragende Dokumentation des Unterganges des abendländischen Individualbegriffes, dargestellt in einer fein facettierten Sprache, die in die Geschichte eingehen wird. Sah er keinen Ausweg aus der anthropozentrischen Sichtweise der Welt? Er fühlte sich wohl nicht mehr in der Lage, die neue Hoffnung auszuformulieren und wollte keinen billigen Trost. Dem Golgathamythos abhold, nahm er doch das Kreuz auf sich.

Was hat Joachim Fritzen mit der Geschichte von Hinterwalden zu tun? Sie ist ohne ihn nicht denkbar. Sein Leben ist darin nicht nur eine Episode, sein Zuruf, „lasst Euch nicht hinters Licht führen“, ist wirksame Gegenwart.

Gert Kragh und das „Bussauer Manifest“

Rundlinge mögen für den auswärtigen Betrachter alle fast gleich aussehen. Zu stark ist ihre allgemeine, Gemeinschaft bildende, ja Gemeinschaft fordernde Kraft, die so erheblich von anderen Dorfbildern abweicht, um die Besonderheiten und auch die Stärke der Wirkung feststellen zu können. Es gibt große, freier wirkende Plätze, entweder nur sparsam durchgrünt, wie Lübeln, oder mit großkronigen Eichen durchsetzte, wie Göttien, aber auch kleinere, die mit fast magischer Kraft zum Mittelpunkt ziehen.

Zu den letzteren gehört Bussau, dessen Wirkung noch dadurch verstärkt wird, dass die mächtigen Vierständerhäuser höher liegen als die Dorfplatzmitte. Das ist wohl weniger auf natürliche Geländebedingungen als vielmehr darauf zurückzuführen, dass bei den vielen Bränden, die das engbebaute Dorf öfters heimsuchten, die Brandstelle nur von den Holzresten abgeräumt, der Platz durch eine Sandschicht eingeebnet und darauf das neue Haus errichtet wurde. So legen es jedenfalls Ausgrabungen an anderer Stelle nahe.

In diesem Dorf, an diesem Platz, an dem ja auch Erich Kulke seine letzte Heimat fand, liegt auch der Hof, den Gert Kragh in mühevoller Kleinarbeit, die bis zu seinem Tode andauerte, vor dem endgültigen Verfall gerettet hat. Auf diesem Anwesen; das mit soviel Sorge und Mühe bei sorgfältiger Beachtung des Hergebrachten zu einem kleinen Paradies in Haus und Hof umgestaltet und ausgestaltet wurde, fand im Januar 1975 eine Zusammenkunft statt, bei dem von namhaften Umweltschützern das „Bussauer Manifest“ erarbeitet wurde, dessen grundlegende Bedeutung für den Schutz des Lebens auf dieser unserer Erde auch heute (2000) nach einem Vierteljahrhundert noch nicht gebührend bekannt ist.

Doch bevor wir uns näher mit dem Papier beschäftigen, soll erst einiges über die Person Gert Kragh berichtet werden. Geboren und

aufgewachsen ist er in einer Pastorenfamilie im Norden von Schleswig, ob diesseits oder jenseits der Grenze zu Dänemark, ist dem Erzähler entfallen. Nach dem Kriege baute er in Niedersachsen die Einrichtungen für Natur- und Landschaftsschutz auf. Doch bald wurde er nach Bonn berufen, um die entsprechenden Organisationen für den Bund aufzubauen.

Als aber die Institutionalisierung abgeschlossen war, wurde nicht er, sondern ein Professor Olschowi(?) zur Leitung berufen. Der Hauptgrund war wohl, dass sich Gert Kragh keiner politischen Gruppierung anschließen, sondern immer nach besten Wissen und Gewissen ohne jeden parteilichen Zwang entscheiden wollte. Einen solchen unabhängigen Mann konnte man im Bonner Parteienfilz als Leiter nicht gebrauchen. Sicher enttäuscht, wandte er sich nach Nordrhein-Westfalen und wurde dort beim Landschaftsverband „Rheinland“ Landesverwaltungsdirektor, mit der Aufgabenstellung Landespflege und Landschaftsgestaltung. Doch auch dort konnte er durch- und übergreifende Ideen und Konzepte nicht verwirklichen.

Seine Haupttätigkeit bestand in der Renaturierung der riesigen Braunkohlenabbauflächen und -Halden, wobei auch hier angeblich ökonomische Zwänge ihn daran hinderten, die nötige Biotopenvernetzung von Tier- und Pflanzenwelt durchsetzen zu können. Einige als Trostpflaster zugebilligte hunderttausend DM für Landschaftskosmetik konnten ihn nicht darüber hinwegtäuschen, dass seine Arbeit auch hier Stückwerk blieb. Er betrieb deshalb seine Versetzung in den Ruhestand zum frühestmöglichen Zeitpunkt. Nicht aber, um endlich sorgenfrei das Leben genießen zu können, sondern noch etwas für die Erhaltung des Lebensraumes Erde tun zu können. Dieser Zeitpunkt trat mit der Vollendung des 60. Lebensjahres ein.

Anfang der sechziger Jahre traf der Erzähler in Berlin mit Gert Kragh zusammen, als dieser vor der Deutschen Akademie für Städtebau einen Vortrag über Landschaftsplanung zur Lenkung des Erholungsverkehrs hielt und dabei den Landschaftsplan „Harburger Berge“ des Landschaftsarchitekten Martin Ehlers als mustergültig

herausstellte. Das war auch der Grund, dass Martin Ehlers den Auftrag für ein erstes Gutachten der Eignung des Elbufergebietes von Neudarchau bis Hitzacker bekam und auch später beim Ausbau des Naturparkes und bei der Renaturierung von Kiesabbauflächen Beachtliches geleistet hat.

Schon vor seiner Pensionierung besuchte Gert Kragh Hinterwalden, um sich nach einem geeigneten Alterswohnsitz umzusehen. Ob die Auswahl dieses Winkels aufgrund des nur spärlichen Kontaktes mit dem Erzähler, einem intensiveren mit Professor Kulke oder aus einem anderen Grunde erfolgte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls führte ihn E als erstes in die Elbholzsiedlung, wo ihm das Haus, das „am Deich kniet“, erheblichen Kummer wegen des drohenden Verfalls machte. Gert Kragh war wie gebannt von der einzigartigen Naturnähe dieser Lichtung in einem urtümlichen Hartholzwald. Von allen Seiten besah er dieses Landschaftskleinod, stieg auf den Deich, sah die vorgelagerten Bracks und blickte durch großkronige Eichen oder deren abgestorbenen, nackten Skelette hinüber zum silbrig durchschimmernden Strom.

Wäre es auf ihn allein angekommen, er hätte wohl sofort zugegriffen. Doch da hatte er nicht mit seiner Frau Wilma gerechnet, die mit Recht einsah, dass ein Wohnen in völliger Einsamkeit, zumal im zunehmenden Alter unmöglich sein würde. Wie im Winter, vielleicht bei Schneeverwehungen die nötigen Lebensmittel heranschaffen, wie einen Arzt herbeirufen? Fast noch schlimmer war es bei den alljährlichen Frühjahrshochwasser, wenn das Qualmwasser durch den Deich drang und weite Flächen, teilweise auch die Wege unter Wasser setzte. Plötzliche Frosteinbrüche konnten das ganze Gelände mit einer spiegelglatten Eisschicht überziehen. An Nachbarschaftshilfe war kaum zu denken, weil die beiden anderen Wohnhäuser nur als Freizeitdomizile dienten. Gartow als nächstgelegener Ort war auch bei guten Wetter nur in einer guten Fußgängerstunde zu erreichen.

Wohl auch auf Zureden von Erich Kulke kaufte Gert Kragh einen Resthof mit einem großen Vierständer am Dorfplatz in Bussau, mit

kleineren Stallungen an der Südgrenze und einem ansehnlichen Wirtschaftsgebäude im rückwärtigen Teil des Grundstückes. Obwohl die Gebäude bereits größere Schäden aufwiesen, -fast sämtliche Grundschwelle mussten erneuert werden,- musste er mehr als das Vierfache dafür bezahlen als der Professor, der seinen in der Bausubstanz völlig intakten „Schulzenhof“ gut zwei Jahre früher(1968) erworben hatte. So stark waren vor allem durch die rege Nachfrage nach gut gelegenen Resthöfen seitens der Großstädter die Preise gestiegen. Mit bewunderungswürdigem Elan begab sich Gert Kragh an die Arbeit zur Sanierung und den Ausbau des Hofes, so, als gälte es erst jetzt, ein Lebenswerk zu schaffen, das seine Lebenszeit hier auf Erden lange überdauern sollte.

Im Januar 1975 war er soweit, dass er seine Freunde und Weggefährten im Kampf um eine lebenswerte Umwelt, Jürgen Dahl, Max Himmelheber und Michael Lohmann einladen konnte, um mit ihnen in dörflicher Stille, in der Einheit von Mensch und Natur, gemeinsam ein Papier zur umweltpolitischen Situation zu erarbeiten. Hierfür lag ein Auftrag einer für Pflege und Erhaltung der Umwelt zuständigen Institution vor. Es sei aber vorausgeschickt, dass die Veröffentlichung des so entstandenen „Bussauer Manifestes“ von der gleichen Institution als inopportun abgelehnt wurde. Warum?

Schon in der Einleitung sprechen die im Umgang mit der Natur und mit der Wirkungsweise der Natur vertrauten Männer von der Selbstbedrohung des Menschen, ja sie schließen die Selbstvernichtung nicht aus. Sie stellen fest: *„Nahezu alle unter dem Stichwort 'Umweltschutz' angebotenen Gegenmaßnahmen bewegen sich im Rahmen jenes Denkens und Handelns, das selbst die Ursache der Krise ist.“* Eine vernichtendere Kritik einer rein kosmetischen Umweltpolitik ist kaum noch vorstellbar. Es war ein Appell zur radikalen Umkehr der gesamten Wirtschaftspolitik, den vorzuschlagen die offiziellen Institutionen des Naturschutzes nicht den Mut hatten.

So ganz neu war die Formulierung der ökologischen Notwendigkeiten, wie sie in der Stille des Kragh'schen Hofes in Bussau gearbeitet wurden, nicht. Sie deckte sich weitgehend mit dem Begriff der „Deep Ecology“ des norwegischen Philosophen Arne Naess, der ihn 1972 prägte, der aber erst in den 80er Jahren in der ökologischen Bewegung Eingang fand. Doch die Verantwortlichen des Bundes hielten sich lieber an die „Shallow Ecology.“, einer Art Reparaturbetrieb oder Umweltkosmetik, die das schlechte Gewissen beruhigen sollte. In diesem Zustand befinden wir uns noch heute, während die Anzeichen, dass die Natur oder die lebendige GAIA zur nicht mehr steuerbaren Katastrophenregelung greifen muss, um für das Leben erträgliche Zustände wieder herzustellen, erschreckend zunehmen.

Wurde das „Bussauer Manifest“ mit seiner schonungslosen aber akribisch genauen Diagnose und seinen knappen, der Wirkungsweise der Natur, der Ökologie zum Vorbild nehmenden Therapie, die bis zu einem politischen Programm verdichtet wurde, umsonst geschrieben? Nein, auch wenn es nur auf eigene Kosten in einigen wenigen Zeitschriften veröffentlicht werden konnte und es so nur eine schmale Leserschicht erreichte, wird es die Fibel einer Überlebensstrategie der Menschheit bleiben.

Zu hoffen bleibt, dass es nicht nur eine vertane Chance dokumentiert, sondern dass kommende Generationen die Chance erkennen und sie in letzter Minute ergreifen, wenn auch unter schwierigsten-Bedingungen. Es ist eine der gefährlichsten Irrlehren unserer Zeit, dass nur die Mehrheit, häufig eine schamlos manipulierte Mehrheit, bestimmen könne, wohin der Weg gehen soll. Es waren immer Minderheiten, häufig in unbeachteten Nischen und Winkeln, die den rettenden Weg fanden. War Hinterwalden und mitten drin der Kragh-Hof in Bussau ein solcher Winkel? Viele Anzeichen sprechen dafür.

Nach eigenen Aussagen fühlte sich Gert Kragh trotz aller Plackereien im Wendland sehr bald heimisch. Sein Hof reichte bis in das

Bruchwäldchen im Süden, in dem der Bussauer Bach mit seinem klaren Wasser entsprang. Wenn das Gedächtnis E. nicht täuscht, wurden darin zum ersten mal die als ausgestorbenen geltenden einheimischen Flusskrebse wieder entdeckt.

Wenn es nur seine Zeit zuließ, wanderte er gerne vor allem spät abends oder früh morgens ins Püggener Moor mit seiner seltenen Pflanzenwelt. Freilich war seine Zeit sehr knapp bemessen. Die meiste nahm der Ausbau des Hofes in Anspruch. Doch er war auch ein begehrter Berater des Alfred Töpfer für dessen Naturschutzpark Lüneburger Heide. Als im Sommer 1976 eine Feuerwalze mehrere tausend Hektar Wald im Gorlebener Forst vernichtete, kam der Gedanke auf, nördlich von Nemitz statt Wald auf dem sehr sterilen Sandboden eine größere Heidefläche für den Erholungsverkehr zu schaffen.

Mit der Projektierung wurde glücklicherweise Gert Kragh beauftragt. Der exzellente Kenner der Lebensbedingungen der Heide stellte als erstes einmal richtig, dass Heideflächen nicht von Menschenhand geschaffen werden können; sondern dass man es der Natur überlassen müsse, welche Bodenbedeckung sie dem eindrucksvollen Dünengelände entsprechend seiner Bodenbeschaffenheit zukommen lasse. Das einzige, was der Mensch tun könne, sei, der Natur genügend Samen zur Verfügung zu stellen; durch Aufbringen von an anderer Stelle gemähtem, ausgereiftem Heidekraut. Da er sich bei der Planung mit einfachen Handskizzen behelf, anstelle bunte, aber teure und zudem weitgehend nutzlose Zeichnungen anzufertigen, waren die Kosten des Landkreises für das attraktive Erholungsgebiet „Nemitzer Heide“ nur gering.

Wie ganz anders lief es am Erkundungsbergwerk, das schon als Endlager gehandelt wird: Dort wurden mit enormen Kostenaufwand zigtausende kleine Heidesträuchchen gepflanzt, die schon nach wenigen Jahren der natürlichen Sukzession weichen mussten. Doch bei dem Milliardengrab „Endlager Gorleben“ spielten einige hunderttausend DM keine Rolle. Bezahlen musste sie der kleine

Mann, ob durch staatliche Subventionen oder über den Strompreis, ist gleichgültig.

Die Benennung des Gorlebener Salzstockes als „Nukleares Entsorgungszentrum“ muss ihn schwer getroffen haben. Er sah die Gefahr, dass dieser beneidenswert ruhige Winkel total umgestülpt werden sollte. Doch mit öffentlichen Auftritten außerhalb der Demonstrationen und dem klaren Bekenntnis als Atomkraftgegner hielt er sich etwas zurück. Er war wohl lieber der stille Arbeiter in und mit der Natur in Haus und Hof.

Als Vertreter der Ingenieure war er in den Lüchower Rotary-Club aufgenommen worden. Doch diese Berufung machte ihm, wie er E gestand, keine Freude. Der Zirkel, der dem Dienst am Gemeinwohl verpflichtet sein sollte, vermied es unter der Führung von OKD Paasche peinlichst, das Thema „Gorleben“ zur Sprache kommen zu lassen, um nicht einen Spaltpilz einzuschleppen, der die Bevölkerung bis in die Familien hinein zutiefst spaltete. Für Gert Kragh, der stets nur seinem Gewissen folgte und sein Leben lang unabhängig blieb, war das nur schwer zu ertragen.

An seinem 70.Geburtstag verglich ein Freund und Weggefährte Leben und Wirken von Gert Kragh mit einer mächtigen Kratt-Eiche, die zäh und trotz Verbiss durch Wild oder Weidevieh zu einem mächtigen, vielstämmigen Baumwerk weiterwuchs. Solche Kratt-Bäume zu bewundern, hatte der Erzähler in Hinterwalden reichlich Gelegenheit, auch wenn es nicht immer Eichen, sondern auch andere Laubbäume waren. Auf den Höhen rings um Wedderien, aber auch an anderen exponierten Stellen der Landschaft schienen sie ihm ein 'Trotzdem !' entgegenzurufen. Das Leben wird trotz Verletzungen und Verstümmelungen den Sieg davon tragen.

Diese Bilder rufen die Erinnerung an den Mann wach, auf dessen Hof das „Bussauer Manifest“ verfasst wurde; geschrieben in einer äußerst verdichteten Sprache als Leitfaden einer Überlebensstrategie. Leider starb Gert Kragh, kaum dass das Haus fertiggestellt war. Auf die Frage des Erzählers, ob er es bereut hätte, ins Wend-

land gezogen zu sein, antwortete er kurz vor Krankheit und Tod:
„Wenn ich gewusst hätte, was alles auf mich zukommt, hätte ich
wohl den Mut verloren, heute aber bin ich der festen Überzeugung,
dass ich jetzt erst die Aufgabe meines Lebens erfüllt habe.“

Wann wurden die Wenden Christen? - Eine dunkle Frühgeschichte

über die Vorgeschichte dieses Winkels wissen wir durch die „Wissenschaft des Spatens“, der Archäologie, einigermaßen Bescheid, angefangen von den Breitklingen des Neandertalers vor 200.000 Jahren bis zu den Burgen an Elbe und Jeetzel, aber auch im Landesinneren, die eigentlich schon in die geschichtliche Epoche, die des geschriebenen Wortes gehören. Umso erstaunlicher ist, dass die Frühgeschichte, die schriftlichen Quellen, so sparsam Auskunft geben.

Sehen wir von dem römischen Bericht über ein römisches Kastell an der Elbe ab, das Tiberius um Christi Geburt errichtete, das manche Forscher wegen seines großen rechteckigem Zuschnitt am ehesten noch im Höhbeckkastell sehen wollen, für das aber Funde als Beweise fehlen, dann weist die erste sichere Nachricht auf das Jahr 789 hin, als Karl der Große über die Elbe zog- um die Wilzen für ihre Einfälle in das fränkische Reich nach Unterwerfung der Sachsen zu strafen.

Es kann als sicher gelten, dass das „Castellum Hohbuoki“, das Einhard in seinen Annalen 810 nennt, das Kastell auf dem Höhbeck ist. Ist es möglich, dass der Kriegsherr durch eine völlig unbekannte Gegend zog und genau an der richtigen Stelle ankam, wo der Hauptsitz des kriegerischen Slawenvolkes war? Das hieße wohl die Kundschafter und Nachrichtendienste jener Zeit maßlos zu unterschätzen. Ob er aber in etwa die Elbe entlang zog und dabei die festen Burgen Hitzacker und Dannenberg, oder aber weiter südlich die Örenburg besuchte, darüber schweigt der Chronist.

Was hätte er auch berichten sollen? Empfänge auf den Adelssitzen, betonte Hilfsbereitschaft zu verkünden, gehörte nicht zu seinen Obliegenheiten. Er hatte über Schlachten zu berichten zum Lobe

seines Herren. Der Friedfertigkeit der kleinstaatlichen wendischen Stammesfürsten, der Szupane in Hitzacker, Dannenberg und irgendwo im Raume Lüchow, vielleicht auch in Meetschow müssen wir es wohl zurechnen, dass wir keine Nachrichten über diesen Landstrich haben. Was wir erfahren, ist nur, dass Karl der Große zwei Brücken über die Elbe schlug. Die eine lag mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nahe an der Burg von Meetschow, denn an der Seege floss vor der Alandeindeichung ein beachtlicher Seitenarm der Elbe.

Wo die zweite Brücke lag, wissen wir nicht. Möglicher Weise am Grunde der Talmühle. Sie war sicher nicht für die Dauer gedacht. Sonst hätte es auf dem Ostufer einen festen Brückenkopf geben müssen. Das Kastell aber lag auf der anderen Flussseite, hatte zwar einen guten Überblick über das Land der Wilzen, aber um die Brücke vor nächtlicher Zerstörung zu schützen, wäre wohl die Besatzung zu spät gekommen. Das kriegslüsterne Wendenvölkchen nutzte die nächste Flussbiegung und legte kaum einen Kilometer vom Frankenlager entfernt, eine Burg, einen Rundwall an, die später „Schwedenschanze“-' genannt wurde. Von dort aus haben sie wohl das Kastell überfallen und weitgehend zerstört. Der von Einhard angeführte Wiederaufbau scheint sich nach den Ausgrabungsbefunden jedoch auf das Eingangstor beschränkt zu haben, fast nur ein symbolischer Herrschaftsakt, während die angebrannten Palisaden allenfalls mit etwas Erde „saniert“ wurden. Hatte das Reich sein Interesse an diesem Ort verloren?

Das muss wohl so gewesen sein, denn in den folgenden zweihundert Jahren hören wir sehr wenig von dem Winkel. Alle Reichsbestrebungen richteten sich weiter nach Südosten in den Raum Magdeburg. Von dort aus zieht sich eine linkselbische Burgenkette, die von der Hildagisburg bis nach Werben reicht. Warum wurde der Raum vom Aland bis zur Mündung der Ilmenau ausgespart und erst von der Artlenburg bis zur Elbmündung fortgesetzt? Dafür, dass dieser Elbabschnitt für das Reich strategisch unbedeutend war, spricht nichts.

Doch die Lücke ist gar nicht vorhanden, wenn man die Burgen von Meetschow, Dannenberg und Hitzacker hinzuzählt: Diese waren noch bis ins 11. Jahrhundert sicher wendisch besetzt. Wie die Ausgrabungen, vor allem in Meetschow (Uni Göttingen) aber nahelegen, muss der Übergang von den wendischen zu den deutschen Burgherren fast nahtlos erfolgt sein. Eine friedliche Eindeutschung der Dschupane (Gaufürsten) erscheint sehr wahrscheinlich.

Das müsste jedoch die frühzeitige Zuwendung der Burgmannschaft zum Christentum zur Voraussetzung haben. Anders ist die Duldsamkeit des Heiligen Römischen Reiches nicht zu erklären. Die Missionierung der ostelbischen Gebiete bis ins 13. Jahrhundert war ja die moralische Rechtfertigung des Reiches für die vielen Feldzüge, die ja auch Kreuzzüge genannt wurden.

Freilich im 10. bis weit ins 11. Jahrhundert waren es mehr Abwehrschlachten gegen das Eindringen wendischer Völker auf westelbisches Gebiet. Gerade in dieser Zeit müssen die Burgen von Hitzacker im Westen bis Meetschow (Schnackenburg?) im Osten erhebliche Bedeutung gehabt haben. Alle Ausgrabungsbefunde vor allem die von Dr. Wachter auf der Weinbergburg sprechen dafür. Dort gab es Burghandwerke, wie sie nur auf größeren Fürstenburgen üblich waren. Geradezu sensationell war der Fund von Buchschließen aus Bronze, die nach den Begleitumständen an Ort und Stelle hergestellt wurden. Das weist auf ein Skriptorium hin, in dem fast ausschließlich Bibeln und liturgische Bücher angefertigt wurden. Ihre Entstehungszeit ist um die Mitte des 11. Jahrhunderts anzusetzen. Liegt es da nicht nahe, zu schließen, dass die Weinbergburg ein Stützpunkt des Abodritenfürsten Gottschalk war, der 1066 in dem gar nicht so fernen Lenzen ermordet wurde? Sicher sind das nur Mutmaßungen, die jedoch ein stimmiges Bild ergeben. Vielleicht könnte eine sorgfältige Untersuchung der Fundamente der Weinbergburg gegenüberliegenden Kirchenruine durch Vergleiche mit anderen Kirchen darüber Auskunft geben.

Sicher ist es auch von größter Bedeutung, dass Hitzacker ursprünglich zur Präpositur Bevensen an der Ilmenaulinie, der westlichsten

Verteidigungslinie gegen die Slawenflut, gehörte, als das zentrale Wendland noch lange nicht kirchlich durchorganisiert war. Doch auch andere Randgebiete des Hannoverschen Wendlandes weisen auf eine sehr unterschiedliche Christianisierung hin. So gehörte der Lemgow bis ins 13. Jahrhundert zum Archidiakonikat Salzwedel. Als in den achtziger Jahren bei der Renovierung der sicher uralten Feldsteinkapelle in Schmarsau die Jahreszahl 1005 entdeckt wurde, herrschte zuerst einige Aufregung. Müssen wir die ganze Christianisierung des Wendlandes umschreiben? Doch die Experten waren sich bald einig: Das Ganze müsse eine Fälschung oder ein Irrtum sein, denn, so lautete die simple Begründung, die Christianisierung des gesamten Winkels erfolgte ja erst im 12. Jahrhundert durch die Mönche von Diesdorf. Doch was spricht dafür?

Zuerst gibt der Name Lemgow zu denken, der über Lenegau direkt zu Lionengau führt. Lione aber ist die Bezeichnung der Liutizen, bis um das Jahr 1000. (Nicht ohne Grund nimmt Dr. Gerhard daher an, dass der Name Lüneburg als Burg gegen die Lione zu deuten ist.) Es ergäbe durchaus ein stimmiges Bild, dass unter der Ägide Otto des Großen Lione, vielleicht Hilfsvölker der Gegner des Kaisers, etwa der Grafen Wichmann, gegen Zusicherung von Neutralität oder als Hilfstruppe auf eigener Seite ein Siedlungsgebiet zugewiesen wurden. Parallelen aus anderen Reichsteilen sind ja durchaus bekannt. Sicher geschah dies unter der Bedingung der Taufe, falls sie diese nicht schon empfangen hatten. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass es sich um eine geplante Ansiedlung gehandelt hat. Noch heute ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der Lemgow-Dörfer außerordentlich stark ausgeprägt. Den besten Beweis liefert aber die Hohe Kirche, eine Gemeinschaftskirche für alle Dörfer.

Sie heißt nicht „Hohe Kirche“, weil sie so hoch liegt sondern weil der Landesherr das Patronat über die Kirche besitzt. Auch die Einheitlichkeit der Dorfanlagen, wie sie in erstaunlicher Akribie in der Hannoverschen Landesaufnahme dargestellt ist, belegen die Planmäßigkeit. Auffallend ist, dass die Dorfkapellen immer am Dorfeingang liegen. Ihre Erbauung gleichzeitig mit der Ortsgründung wird daher wahrscheinlich. Wenn diese frühe Christianisie-

zung zutrifft, dann ist die kirchliche Zuordnung zum Archidiakonat Salzwedel eine Notwendigkeit, weil die Einrichtung der Präpositur Lüchow erst über hundert Jahre später erfolgte. Andererseits kann diese Zuordnung durchaus als Indiz für eine wesentlich frühere Pastorisierung gewertet werden.

Bemerkenswert ist, dass diese Kapellen, wenn auch nicht mehr so einheitlich im Südwesten des Landkreises, in der sogenannten Swinmark in den meisten Orten wieder auftauchen, auch wenn nur noch die in Schäpingen, Nienbergen und Thune, heute inmitten der Ortschaft gelegen, erhalten geblieben ist. In diesem Zusammenhang ist auch die Nennung des nahegelegenen Clenze im Jahre 957' durch Otto den Großen zu sehen: Es ist kaum vorstellbar, dass er dem Kloster im weit entfernten Quedlinburg ein heidnisches Dorf schenkte, von dem aus eine Missionierung nicht möglich war, das also nur die Einkünfte betraf.

In diesem Zusammenhang wäre auch noch das Alter der Kirchenruine in Spital zu bedenken, das anscheinend unausrottbar im Zusammenhang mit dem Kloster Diesdorf gesehen wird. Dagegen spricht schon eindeutig die Bauweise mit quaderartig zurecht gehauenen Granit-Feldsteinen. Als Missionskirche ist sie wohl zu klein, auch wenn die Maßgenauigkeit und die über zwei Quaderreihen reichenden Ecksteine an Mönche denken lässt, die mit dem Quaderbau vertraut waren. Weit eher könnte es sich um eine Art Hospiz an einem alten Handelsweg gehandelt haben, wobei nach den Fundumständen an ein altes heidnisches Quellheiligtum gedacht werden kann.

Eigenartig ist auch die Existenz der sehr kleinen Probstei in Schnega, die sicherlich im Zusammenhang mit der nahegelegenen Burg in Warpke (Wertbeke = Burgbach) steht, dem ursprünglichen Stammsitz der Grafen von Lüchow. Waren die wenigen Ortschaften und die noch weniger unterstellten Pfarreien der auf Welfischen Territorium liegenden Dörfer einer größeren Präpositur unterstellt, zu der auch die Besitzungen der ehemaligen Grafen von Warpke im Askanischen Bereich (Altmark) gehörten? Schriftliche Belege

fehlen. Gewisse Anhaltspunkte könnten sich jedoch bei der Beschäftigung mit der Gründung des Klosters Diesdorf ergeben.

Wie aber sah es mit dem Christentum außerhalb dieser Randgebiete und weitab von den Burgen aus? Vielleicht gibt ein überlieferter Ausspruch eines Einheimischen auf die Frage eines Fremden nach der Herkunft der Kreuzbäume einigen Aufschluss. Der Wendländer soll geantwortet haben: „Dat 'ett us schon Groot Karl so seggt.“ Hat also das westelbische Wendenvölkchen seit der Karolingerzeit richtig geflaggt, indem sie dem weithin verbreiteten Maibaum die Form eines Kreuzes gab? Mag schon sein, dass dies mit dazu beitrug, dass die Reichsmacht sich nicht zum Eingreifen veranlasst sah. Während dessen aber gingen die Menschen weiterhin ihren heidnischen Sitten und Gebräuchen auch unter dem Kreuzbaum nach. Grabungen ergaben, dass noch bis über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinaus wendische Grabsitten, wie im benachbarten Növentin belegt, beibehalten wurden.

Ein weiterer Hinweis auf eine sehr oberflächliche Christianisierung ist auch die Lage der Kirchen im Siedlungsgefüge der Landschaft. Sie liegen nie auf den Dorfplätzen, häufig sogar ohne erkennbaren Zusammenhang mit nahen Siedlungen. Einfach zu behaupten, das sei im Wendland „immer so“, bedeutet, auf wichtige Merkmale zu verzichten, die Aufschluss für die Siedlungsgeschichte geben können.

Dabei lohnt sich eine differenzierte Betrachtung außerordentlich. Sie wirft viele Fragen auf: Warum liegt die Meuchefitzer Kirche weitab vom Dorf? Warum liegt die Kirche in Zeetze beim kleinsten Dorf und nicht in dem viel größeren Püggen? Weshalb lassen die Kirchen in Bussau und in Büllitz trotz der unmittelbaren Ortsnähe keine Zuordnung zum Dorf erkennen? Untersucht man die Plätze näher, findet man sehr schnell Besonderheiten.

Immer liegen sie etwas höher als die Ortschaften. Auf Grund der topographischen Gegebenheiten muss man bei den früheren erdnäheren Grundwasserspiegel nahe Quellen vermuten. Handelt es sich

um uralte Versammlungsstätten und heilige Quellen? Jedenfalls scheinen sie schon vorhanden gewesen zu sein, bevor die Pastorisierung gleichzeitig mit der Überformung der Dörfer einsetzte. Der Rückgriff auf heidnische Kultstätten ist bei dem Bau der Kirchen schon seit der Zeit des Bonifatius bekannt. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass eine weilerartige Besiedlung schon bestand, bevor die Christianisierung einsetzte. Eine Neukolonisation bzw. Neubesiedlung des Gebietes, wie sie Meybeier annimmt, erscheint nach dem Siedlungsbild ausgeschlossen, wie auch jede Pauschalierung der Entstehungsgeschichte der Siedlungen und auch der Zeitpunkt der Christianisierung des Winkels äußerst bedenklich erscheint.

Die Grafen von Lüchow Schutzherrn des Wenden- völkchens?

Neben der Erhaltung der urtümlichen Lage der Siedlungen im Wendland ist noch besonders die Tatsache bemerkenswert, dass sich hier die wendische Sprache um Jahrhunderte länger erhalten konnte als in den umliegenden Gebieten, die wie der ostelbische Bereich erst viel später endgültig dem deutschen Reich eingegliedert wurden. Schriftliche Nachrichten über dieses Gebiet fehlen von der Jahrtausendwende bis weit in das 12. Jahrhundert hinein vollkommen. Allerdings scheinen die Ausgrabungen auf den Burgen von Hitzacker bis Meetschow nahezuzeigen, dass der Übergang von der wendischen zur deutschen Burgbesatzung fast nahtlos erfolgte.

Eine mögliche Erklärung, allerdings eine unbeweisbare Hypothese, bot der Uelzener Heimatforscher Gerhard Osten an. Es könnte doch sein, dass Hermann, „Odhelrici comitis de Wertbeke filius“ (Bestätigungsurkunde für die Stiftung des Klosters Diesdorf 1161) bei den Dzupanen in Lüchow eingeheiratet hätte und sich deshalb als Schutzherr der Wenden gefühlt hätte. (Ob Osten diese Vermutung nur ihm persönlich geäußert hat oder sie auch schriftlich niedergelegt hat, blieb dem Erzähler unbekannt.)

Von der Gemahlin des ersten Lüchower Grafen wissen wir nur, dass sie später (1361) „fundatrix“, also Gründerin des Kloster Diesdorf genannt wurde. Namen und Herkunft blieben unbekannt. Immerhin wäre dies ein Grund, dass er die Neugestaltung seines Herrschaftsbereiches sehr behutsam anging und Besitzstände und alte Rechte sorgsam beachtete.

Das hinderte Hermann und seine Nachfolger keineswegs daran, seinen Einflussbereich im Sinne einer Nachkolonisation neu zu ordnen, nur dass dabei, anders als in der benachbarten Altmark, die weilerartige, kleingliederige Siedlungsstruktur größtenteils beibe-

halten wurde und es nur vereinzelt zu Zusammenlegungen (etwa Satemin-Prilip) kam. Lokatoren, also Ortsgründer, wie Meibeyer annimmt, bedurfte es nicht, weil die Siedlungen, wahrscheinlich Sippensiedlungen, schon bestanden. Kein Lokator hätte sich mit den Mini-Gemarkungen, in der Regel unter 200 Hektar, zufrieden gegeben sondern wie im übrigen Reichsgebiet größere Dörfer geschaffen. Als Siedlungmeister bekam er ja die doppelte Hufenzahl und dazu noch Mühlen- und Ausschankrechte. Hier aber wurde nur ein Schultze eingesetzt, der für seine Bemühungen ein Stück Dienstland, den Gusneitz bekam.

Wichtig scheint zu sein, dass es mit Ausnahme des Platenwerders derer von Plato keine untere Grundherrschaft im Wendland gab. Die Herrschaft Gartow derer von Bernstorff ist ein derart kompliziertes und auch nicht widerspruchsfreies Gebilde, dass ihr eine eigene, umfangreiche Abhandlung gewidmet werden müsste, um die Entwicklung genau verfolgen zu können. Diese unmittelbare Unterstellung unter die Landesgerichtsbarkeit ist für den Winkel von ausschlaggebender Bedeutung.

Noch einmal müssen wir uns mit dem Kloster Diesdorf beschäftigen, das nach landläufiger Ansicht zum Zwecke der Missionierung des Wendlandes gegründet wurde. Doch dem widerspricht die Tatsache, dass es sich um ein Nonnenkloster handelte, dem von geistlicher Seite nur ein Probst beigegeben wurde. Ob ihm noch andere Geistliche außerhalb der Besitzungen des Klosters unterstanden, ist nicht belegt und eher unwahrscheinlich. Dies ist für die Missionierung eines größeren Gebietes wohl unzureichend. Dagegen spricht alles dafür, dass es sich um ein Familienkloster der Grafen von Lüchow handelt. Nicht nur, dass unverheiratete Töchter der Grafenfamilie als Priorinnen bezeichnet wurden, die Klosterkirche war wohl auch die Begräbnisstätte der regierenden Grafen, auch wenn bisher nur der Grabstein des vorletzten Grafen Heinrich (+ 1273) gefunden wurde.

Die Stiftung von Familienklöstern gehörte im hohen Mittelalter zur Tradition regierender Fürstenhäuser im ganzen Reichsgebiet. Für

die Lüchower Grafen brachte es jedoch noch einen bedeutenden finanzpolitischen Vorteil, der wohl ausschlaggebend war, dass das Kloster außerhalb ihres eigentlichen Herrschaftsbereiches gegründet wurde: Aus der Zeit, als sie noch Grafen von Warpke waren, hatten sie noch viele Besitzungen in der Altmark. Diese Besitzungen aber waren Lehen des Bischofs von Verden. Wurden sie aber einem Kloster geschenkt, dann musste der Bischof auf seine Lehensrechte verzichten, weil Klostergebiete „immun“, also nicht abgabepflichtig waren. Dazu kam noch, dass der Graf „defensor et advocatus“, also Verteidiger und Anwalt, des Klosters wurde. Das brachte ihm noch die weltliche Gerichtsbarkeit über das Klostergebiet und auch die wirtschaftliche Einflussnahme auf deren Besitzungen, also Rechte, die ihm durch die askanische Herrschaft über die Altmark verlorengegangen waren. Ob es noch andere Gründe gab, etwa alte Abmachungen, dass im Wendland keine Klöster gegründet werden dürfen (siehe Geschichte von Plate und Resdorf) muss im Dunkel bleiben.

Schlussbemerkungen

21.3.2001

Unsere Erde, ein Stäubchen im Weltall, aber unsere einzige Wohnstätte, die wir im Kosmos haben, ist in größter Gefahr. Die Menschen scheinen ihre Seele verloren zu haben. Es gibt nur noch käufliche Waren, selbst der Mitmensch ist zur Ware geworden, der nur noch daran gemessen wird, ob er mir nützt oder schadet, ob er meine Konsumwünsche befriedigt oder ihnen entgegensteht. Liebe? Einst die große Bewegerin der Herzen, ist zur Triebbefriedigung, zum Sex, herabgesunken. Ich erkaufe sie mir durch Macht, sprich Geld. Notfalls hole ich mir sie durch Erpressung oder mit nackter Gewalt. Selbst der Hass hat viel von seiner Emotionalität verloren. Nüchtern berechne ich, wie ich den Gegner, den ich nur in der Propaganda als Feind bezeichne, unschädlich mache, und sei es durch Ausrottung. Kann das Wendland die Wende hin zu der

Einsicht, dass die ganze Menschheit auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen ist, dass die Natur nicht unser Feind, sondern die Voraussetzung unseres Lebens ist, herbeiführen?

Nun, deutliche Anzeichen, die Anlass zur Hoffnung geben, sind vorhanden. Das zeigt sich sehr deutlich in diesen Tagen vor den angekündigten Castortransport. Zwar gibt es viele andere Proteste, ja Revolten. Die Kohlekumpels haben gegen den Verlust ihrer Arbeitsplätze demonstriert, unter Berücksichtigung einer langfristigen Energieversorgung vielleicht sogar im Interesse des Volkes. Falls je vorhanden, haben sie sich aber ihre Sorge für das Gemeinwohl für eine Milliarde abkaufen lassen.

Dagegen sind Verkehrsbehinderungen und Blockaden der Brummifahrer eindeutig als Erpressungen für ein Verkehrssystem zu erkennen, das unser Leben bedroht. Welche Verdummung der breiten Bevölkerung ist nötig, damit die Menschen sich darüber freuen können, weil sie sich durch die Ökosteuer auch selbst belastet glauben, während durch den billigen Transport weltweit Seuchen wie BSE und die Maul-und-Klauenseuche verbreitet werden und friedliche Pflanzenfresser zur kannibalischen Ernährung gezwungen werden.

Wie ganz anders sieht der Gorleben Protest aus. Dort ist zum ersten Mal das Winken mit millionenschweren Beträgen auf ein entschiedenes Nein gestoßen. Leben und Gesundheit für Kind und Kindeskind stehen nicht zum Verkauf an. Dabei geht es nicht nur um die Erhaltung eines liebenswerten Lebensraumes im Einklang mit der Natur: um das Leben auf dieser Erde besorgte Menschen aus der gesamten Welt schließen sich dem Widerstand an. Gleichgültig aus welcher Richtung sie kommen, sie sind als Mitstreiter willkommen.

Doch werden die Mächte des Globalkapitals nicht auch dieses Pflänzchen ersticken? Sie haben sich ein System geschaffen, das sie als unüberwindliche Übermacht erscheinen lässt. Sie haben sich einen Propagandaapparat dienstbar gemacht, neben dem der Goebbel'sche bloss wirkt. Sie haben begriffen, dass nicht Unter-

drückung oder Verbot die wirksamsten Mittel sind, gegenteilige Erkenntnisse unschädlich zu machen, sondern die Überflutung, die schamlose Weckung von Gier und Bequemlichkeit bei der breiten Masse.

Die bange Frage tritt auf: Wird das Wendland eine Nische bilden können, in der sich ein neues Lebensgefühl im Einklang mit der Natur entwickeln kann! Die Voraussetzungen sind da. Die Vision der Ilse Rauchbach von einem Rekreationsraum, den zu verwirklichen, auch das Bestreben des Erzählers war, kann wahr werden. Diese Voraussetzungen aufzuzeigen, war der Sinn der Schilderungen der Personen, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, sowie der Ausflug in die natürlichen Gegebenheiten und in die Geschichte des Gebietes, das für 45 Jahren HINTERWALDEN war.

18.4.2002

Ein Blick auf die Gegenwart lässt die bange Frage aufkommen, blieb die ganze Arbeit, der Einsatz ohne Erfolg? Der Landkreis steht, wenn auch nicht allein, vor dem finanziellen Ruin. Anscheinend gibt es nur noch eine Mängelverwaltung. Jede unternehmerische Initiative der Hauptverwaltungsbeamten mit ihren Stäben scheint erloschen, Gutachten werden eingeholt, die den hiesigen Zustand mit dem Allgemeintrend vergleichen und dabei ein riesiges Defizit feststellen, ein Defizit an Beschleunigung des Lebens, an Scheinaktivität, Erlebnisersatz durch eine Walt-Disney-Scheinwelt. Keiner der Verantwortlichen scheint zu begreifen, dass diese Scheinwelt des Als-Ob unweigerlich zum Untergang verurteilt ist, verkennt das Menetekel des 11. September 2001, gleichgültig wer es ausgelöst hat, verkennt die Zeichen der Zeit, die eindeutig auf das Zusammenbrechen der Superstrukturen, der monopolaren Weltordnung, hinweisen.

Das sogenannte Chaos, der Racheengel jeder Gigantonomie, wird sie zerschlagen, um als fortdauernde Evolution aus den Teilstrukturen ein neueres, besseres System aufzubauen. Die Evolution arbeitet nicht von heute auf morgen, sie denkt in Jahrhunderten.

Aber es gibt Bruchstellen in der Entwicklung, die wir Menschen als Katastrophen wahrnehmen, und in einer solchen Bruchstelle befinden wir uns bereits. Wie viel Leid und Tod, zu ahnen in dem Massaker in Palästina, wird sie bringen?

Die bange Frage stellt sich, muss diese Katastrophe auch das Wendland heimsuchen? Ist die Lage hoffnungslos? Darauf ist mit einem eindeutigen Nein zu antworten. Der Widerstand lebt und immer mehr Menschen begreifen, dass er nicht nur den Castortransporten gilt, dass sich der Widerstand gegen die ganze monopolare Weltordnung, der absoluten Herrschaft des Großkapitals richtet. Dass diese Gruppe auch hier keine organisierte Mehrheit hat, ist sicher, hat aber wenig zu bedeuten. Wie sollte es auch anders sein bei der Massenüberflutung durch die Main-Stream-Propaganda, die sich schamlos Werbung nennt und auch in der verschrödeten Bundespolitik als Allheilmittel gegen die Krise bezeichnet wird. (Ein weiteres Beispiel, einen Brand mit Öl zu löschen). So müssen wir es hinnehmen, dass auch Autos mit dem X in verschwenderischem Rasen dahinjagen, dass Jugendliche in blinder Zerstörungswut ihren Frust los werden wollen, Einrichtungen demolieren, Cola-Dosen achtlos wegwerfen und dadurch ihre eigene Zukunft gefährden. Hinnehmen heißt nicht, dagegen nicht anzugehen, doch nicht mit besserwisserischen Belehrungen oder gar lautstarken Verurteilungen sondern durch das eigene Beispiel und die Unterstützung der vielen Jugendlichen, die die Zeichen der Zeit bereits erkannt haben. Nicht straffes Durchgreifen nach dem Beispiel militärischer Organisationen werden uns weiterhelfen sondern nur gewaltfreie Erziehung zur Achtung der Menschenwürde.

Den Weg, den wir gehen müssen, zeigt beispielhaft die Arbeitsgemeinschaft, die die Modellregion Argrarwende zum Erfolg geführt hat. Dazu kommen Veranstaltungen wie die Kulturelle Landpartie, die ja für viele Gleichgesinnte in den norddeutschen Ländern zum Begriff geworden ist. Was noch weitgehend fehlt, ist die Vernetzung aller Initiativen zu einem sich selbst erhaltenden und selbstverstärkenden System. Die Hereinnahme volkstümlicher Veranstaltungen, wie Schützenfeste, Rundlingstag, Spargel- und Kartoffel-

sonntag, ist wünschenswert, anspruchsvollerer Kulturangebote, wie Sommerliche und (winterliche) Musiktage, Schreyahner Herbst etc. unbedingt erforderlich. Neben einem gut abgestimmten Programm ist vor allem die gute, umweltfreundliche Erreichbarkeit des Winkels unabdingbar. Seine Einwohnerzahl ist zu gering, um die Kapazitäten aller Modellvorhaben auslasten zu können.

Alle diese Aufgaben schreien geradezu nach der zentralen Kreisverwaltung. Die Delegation an irgendwelche Gesellschaften führt neben den zusätzlichen Kosten nur zur „reinen“ Verwaltung, die im Klartext nur eine sich selbst befriedigende, auf Anweisung handelnde Verwaltung ist.

Hier kommen wir auf den eigentlichen Zweck der Aufzeichnungen des Erzählers seines „Dienstes in einem Winkel“ zurück. Er wollte aufzeigen, wie durch kreatives, unternehmerisches Handeln erst ein lebensfähiger und liebenswerter Lebensraum abseits der großen Lebens- und Verkehrsadern entstehen konnte. Das gilt in erster Linie für den ersten Chef des Erzählers, Oskar Lübbert, dessen Bedeutung für Hinterwalden sich kaum einer zu erinnern scheint. Die „reine“ Verwaltung die er, wo immer möglich, delegierte, bereitete ihm nur Qual. Er lebte erst auf, wenn es galt, Gelder für die nötige Infrastruktur von Schulen, Sport, Gesundheitswesen bis zum Ausbau eines Erholungsgebietes hereinzuholen. Welches Geschick und notfalls, welche Hartnäckigkeit bewies er dabei. Leider konnte er viele Früchte, die er gesät hatte, nicht mehr reifen sehen. Von der Geburt eines Projektes bis zu dessen Verwirklichung vergeht ja meist ein Jahrzehnt.

Auch sein Nachfolger Wilhelm Paasche setzte diese Entwicklungsarbeit, wenn auch etwas bedächtiger, fort. Der Bruch trat erst ein, als die Verwaltung sich als reiner Erfüllungsgehilfe der Kreistagsmehrheit in den achtziger und neunziger Jahren sah. Eine krisen-feste Infrastruktur wurde vernachlässigt, dafür überzogene Ausbaustandards geschaffen (etwa Kreishaus, das um mindestens 6 - 8 Millionen zu teuer wurde!) Es schienen ja Gorlebengelder genug

da zu sein, gleichgültig, welchen Preis die kommenden Generationen dafür zahlen müssen.

Die volle Wucht dieser verfehlten Politik trifft erst jetzt den Landkreis. Sie gefährdet die Kreismusikschule, die Jugendeinrichtungen, das Krankenhaus, fast alles, was diesen Kreis lebenswert macht. Ob der neue Landrat dies begreift? Er ist ja nur von etwa ein Viertel der Bevölkerung gewählt worden, über die Hälfte hat sich der Stimme enthalten. Wir haben ja nur noch eine Als-Ob-Demokratie. Die Meinung wird von den Medien, vom Fernsehen bis zur Tagespresse gemacht, die finanziell durch Werbespots und Inserate vom Großkapital abhängig ist. Die Wahrheit zu sagen, würde sie existenziell bedrohen. So wird die Werbeindustrie über die Umweltzerstörung hinaus zur Hauptursache der geistigen Verschmutzung, der intellektuellen Unredlichkeit. Instinktiv spüren viele, dass ihnen mit der Demokratie nur ein Theater vorgespielt wird. Sie gehen gar nicht mehr zur Wahl, wie am 21.4.02 in Sachsen-Anhalt, ein sehr bedenkliches Anzeichen. Ist der Abschied des Volkes von der Politik der richtige Weg? Das heißt doch, die Zukunft der Kinder aus der Hand zu geben.

Es war wohl kaum die Mehrheit der Bevölkerung, die vor 12 Jahren den Mut hatte, auf die Straße zu gehen und mit dem Ruf „Wir sind das Volk“ ein autoritäres Regime wegfegte. Dass die große Masse durch Indoktrination blind gemacht wurde, bedeutet nur eine größere Verantwortung für die, die den Überblick behalten haben. Das gilt natürlich auch für den Widerstand gegen Atomtransporte und Atomanlagen. Freilich, andere spektakuläre Ereignisse, wie der 11. September 2001 und der Krieg gegen die Palästinenser haben das Interesse daran abgelenkt. Dafür ist ein Gutteil der Weltbevölkerung hellwach geworden, was die Mammonsherrschaft, genannt globale Weltwirtschaftsordnung, für die meisten Menschen bedeutet, aber er erkennt auch, dass die tönernen Beine des Kolosses zu bröckeln beginnt.

Noch immer ist das Wendland ein besonderer Winkel geblieben, die Erbschaft der Zeit, als es Hinterwalden war, noch nicht verspielt.

Zwar ist durch beckmessersche Juristerei der Nationalpark als Aushängeschild nicht Wirklichkeit geworden, aber Biosphärenreservat und Modellregion Agrarwende weisen auch in die richtige Richtung. Das Wichtigste aber ist, dass hier die menschliche Begegnung noch möglich ist. Noch ist hier der Mensch nicht allgemein zur Ware geworden, noch gibt es hier mehr Sein als Schein, noch sprechen Busch und Baum die Menschen unmittelbar an. Es lohnt sich, dem Zeitgeist zu widerstehen, der einen bestimmten Ort, der Heimatgefühl ausstrahlt, nicht mehr wahr haben will sondern uns über Bildschirm ein virtuelles, globales Überall vorgaukeln will.

Der Erzähler der Geschichte Hinterwaldens, der hochbetagt, noch immer Schwierigkeiten hat, sein Altsein anzuerkennen, freut sich, wenn bei Begegnungen mit Jugendlichen Augen aufleuchten und signalisieren: Wir sind miteinander verbunden, sind in einer Gemeinschaft, die sich nicht scheut, um des Lebens willen auch gegen Übermächte, mögen sie sich Obrigkeit oder Staat nennen, anzutreten und aufzutreten. Für eine menschliche Gemeinschaft, für das Leben selbst, wollte er leben und arbeiten, nicht aber für eine tote Apparatur, mag sie sich auch Rechtsstaat nennen. In Hinterwalden wurde ihm dies möglich.

Anhang: Bussauer Manifest

(Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Max-Himmelheber-Stiftung gemeinnützige GmbH, zuerst veröffentlicht in „Scheidewege“, 5. Jahrgang 1975, S 469- 484).

zur umweltpolitischen Situation

Die unter dem Stichwort „Umwelt“ offenkundig gewordenen Probleme sind nur punktuelle Anzeichen für die globale, d.h. sowohl geographisch wie der Sache nach umfassende Situation der Selbstbedrohung des Menschen. Für das Ausmaß dieser Bedrohung gibt es in der menschlichen Geschichte keine Parallele. Die Möglichkeit der Selbstvernichtung ist nicht auszuschließen.

Nahezu alle unter dem Stichwort „Umweltschutz“ angebotenen Gegenmaßnahmen bewegen sich im Rahmen des Denkens und Handelns, das selbst die Ursache der Krise ist. In Wirklichkeit aber geht es um eine grundsätzliche Revision unserer einseitig quantitativ und ökonomisch bestimmten Wertmaßstäbe.

An die Stelle der vom Menschen vorgefundenen und nicht aufheb-
baren Prioritäten der ökologischen Sachverhalte wurden selbstgege-
bene Prioritäten gesetzt. Jeder Versuch einer Abwendung der Krise
hat davon auszugehen, dass die Priorität der ökologischen Sachver-
halte wiederhergestellt werden muss. Dabei wird man gezwungen
sein, Mechanismen und Strukturen abzubauen, die derzeit noch als
lebenswichtig und unentbehrlich angesehen werden. Die Einsicht,
dass Industriegesellschaft in der bisher bestehenden und weiterhin
angesteuerten Art nur unter ständiger Verletzung ökologischer
Notwendigkeiten möglich ist, ist noch nicht vollzogen. Vielmehr
glaubt man weithin noch an die Möglichkeit, die durch Gigantismus
gekennzeichnete Industrieproduktion durch Milderung der ökologi-
schen Verstöße retten zu können. Die erforderliche Umkehr scheint
zur Zeit in keinem Lande durchsetzbar. Die internationale Verflech-

tung ist zudem so stark, dass ein Alleingang einzelner Länder zu erheblichen Benachteiligungen führen müsste.

Alle Erfahrung spricht dafür, dass Veränderungen in dem notwendigen Maße nicht durch Übereinkunft der Beteiligten, sondern nur durch den Zwang katastrophaler, d.h. nicht mehr steuerbarer Ereignisse herbeigeführt werden können - entsprechend dem Walten 'roher' Regulationsmechanismen in der Natur. Eine solche Entwicklung ist um so wahrscheinlicher, als die Industriezivilisation einen Grad von Kompliziertheit erreicht hat, der zugleich einen entsprechend hohen Grad von Anfälligkeit gegenüber Störungen geringsten Umfangs bedeutet. Die hochindustrialisierten Gesellschaften stehen damit vor der Alternative: gesteuerte Selbstregulation (Selbstbeschränkung) oder ungesteuerte (katastrophale) „Fremd“-Regulation.

Trotz aller zur Resignation drängenden Erfahrungen müssen alle Möglichkeiten für selbstregulatorische Maßnahmen wenigstens offengelegt werden, damit sie ohne Verzögerung verwirklicht werden können, wann und wo immer sich dazu Gelegenheit bietet. Grundlage dafür ist, alle Maßnahmen oder Zielsetzungen daran zu messen, ob sie den unveränderlichen Prinzipien der Ökologie entsprechen oder nicht. Eine Symptomtherapie, die Einzelschäden beseitigt, ist nur dort vertretbar, wo sie nicht zugleich (etwa durch erhöhten Energieverbrauch) mittelbar neue Schadensquellen schafft oder die Zukunft unzumutbar belastet.

Das grundlegende ökologische Prinzip, dessen Missachtung die Krise hervorgerufen hat, ist das der natürlichen Stoffkreisläufe. Diese Kreisläufe sind und werden vielfach durchbrochen, was zur Ansammlung von Schadstoffen oder zu deren globaler Verteilung führt. Die Wiederherstellung der Kreisläufe, d.h. die Wiederaufnahme der bei Produktion und Konsumption anfallenden Abfallstoffe muss Grundlage aller künftigen Praxis sein. Für die Industriezivilisation bedeutet das, dass alle Produkte und Produktionsverfahren auf die Möglichkeit der Rezirkulation untersucht werden müssen. Falls die Stoffrückführung nicht im hinreichenden Umfang und nicht ohne vertretbaren Aufwand erreicht werden kann, muss

auf die betreffenden Produkte und Produktionsverfahren verzichtet werden. Geschieht das nicht, so wird die Katastrophe unausweichlich und die Einstellung der Produktion ergibt sich von selbst - allerdings mit der Wahrscheinlichkeit katastrophaler Auswirkungen auch auf andere Bereiche.

Da die Nutzbarmachung von Energie ein Produktionsverfahren ist, bei dem Rückführungsprozesse grundsätzlich unmöglich sind, sind alle angeblichen Auswege, die zugleich einen erhöhten Energieverbrauch erfordern, Selbstbetrug: sie verlagern und vermehren nur die Probleme.

Die Anwendung des Prinzips der Stoffrückführung (Rezirkulation) auf die Industrie (einschließlich der agrarischen) wird einen umfassenden Schrumpfprozeß zur Folge haben. Dieser ermöglicht die aus vielerlei Gründen wünschenswerte Dezentralisierung und damit die Rückkehr zur Wirtschaft in überschaubaren Räumen. Eine Schrumpfung des Transportwesens zum Beispiel ist einerseits Anlass für eine Wiederaufnahme regional begrenzter Produktions- und Konsumptionsverfahren, wie umgekehrt die Regionalisierung von Wirtschaftsabläufen Voraussetzung für eine Begrenzung des Verkehrs ist. (Nur in überschaubaren Räumen kann persönliche und gesellschaftliche Verantwortlichkeit erwartet werden, weil moralische Ausflucht in anonyme und globale Verflechtungen nicht mehr möglich ist.)

Die bisherige Missachtung ökologischer Notwendigkeiten hat nicht nur „Umwelt“-Probleme im technologischen Sinne hervorgebracht, sondern auch psychische, physische und soziale Deformationen, die durch Schadensbekämpfungsindustrien, wie sie etwa Freizeit- und Gesundheitswesen (einschließlich der pharmazeutischen Industrie) darstellen, längst nicht mehr einzudämmen sind. Daraus ergibt sich von selbst, dass eine Rückkehr zu ökologischen Prinzipien des Wirtschaftens und der Daseinsgestaltung jene Schäden vermeiden würde, zu deren oberflächlicher Vertuschung derzeit ein großer Teil der Industrieproduktion dient. Überspitzt formuliert: durch die Schrumpfung der Großindustrie verlieren Teile dieser Großindustrie

von selbst ihre Grundlage, die nur darin besteht, die von anderen Teilen angerichteten ökologischen, materiellen, psychischen und physischen Schäden erträglich zu machen.

Solange die hier umrissenen Prinzipien politisch noch nicht durchgesetzt werden können, bleiben vorerst nur zwei Möglichkeiten:

1. Alle auf diesem Felde getroffenen und zu treffenden Entscheidungen sind an diesen humanen und ökologischen Grundsätzen zu messen. Dabei ist zu beachten, dass es sich meist um Notmaßnahmen handelt, vergleichbar dem Abbinden einer Schlagader, dem die ärztliche Behandlung umgehend folgen muss. Auf diese Weise werden die Voraussetzungen für die Einsicht in die Notwendigkeit grundsätzlichen Bewusstseinswandels und einer ökologisch bestimmten Denkweise fortschreitend entwickelt und gefestigt.

2. Dem gleichen Ziel dienen alle Versuche, die aus ökologischen Prinzipien herzuleitenden Strukturen zukünftigen Lebens in Einzelbereichen vorzubereiten, vorwegzunehmen, modellhaft darzustellen, zu erproben. Nur solche Überlegungen und Aktivitäten haben eine (wenngleich geringe) Aussicht, zu Kristallisationspunkten einer neuen Praxis zu werden. Es kann sich dabei zum Beispiel handeln um

- die Erhaltung oder Wiederherstellung zusammengehöriger Teile eines Ökosystems,
- die Erhaltung oder Wiederherstellung raumgemäßer Produktionseinheiten nach ökologischen Prinzipien,
- die systematische Erfassung, Erprobung und Weiterentwicklung alternativer Technologien.

Solche Zielsetzungen und Bemühungen muten angesichts der gegenwärtigen Lage utopisch und weltfremd an. In Wahrheit ist es aber weit utopischer, wenn man sich der Wunschvorstellung hingibt, der Weg in die Zukunft führe über Abgasreinigungsanlagen, Lärmschutz-Zäune und einen Kodex gut gemeinter Verordnungen, die bestenfalls so lange in Kraft bleiben, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse noch einigermaßen „normal“ sind. Der Maßstab für

das, was unternommen werden kann, ist nicht die Frage, ob etwas heute gewinnbringend ist, sondern ob es morgen noch verantwortbar und möglich sein wird.

Tatbestände und Schlussfolgerungen

Unberechenbares Zerstörungspotential

Der Zwang zur Anerkennung ökologischer Prioritäten geht von der Erkenntnis eines veränderten Wirkungsgefüges zwischen Mensch und Natur aus. Der technisch hochentwickelte Teil der Bevölkerung hat in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten ein Maß an materieller Verfügungsgewalt erlangt, das ausreicht, das globale Ökosystem ganz oder in Teilbereichen so schwer zu schädigen, dass die Existenzbedingungen für höhere Lebensformen aufgehoben werden.

Diese Tatsache wäre weniger beunruhigend, wenn es sich dabei nur um ein Zerstörungspotential handelte, dessen Anwendung im Bereich rationaler Entscheidung läge, dessen Auswirkungen also berechenbar und somit steuerbar wären. Beides scheint nicht gegeben dort, wo die Komplexität der beteiligten Systeme eine rationale und kausale Bestimmung unmöglich macht. Dies trifft aber für Ökosysteme ebenso zu wie für Wirtschaftssysteme, insbesondere dort, wo ihre Prognostizierbarkeit mit der wachsenden Zahl der Freiheitsgrade ihrer Untersysteme abnimmt.

Unsere derzeitige Lage ist deshalb so bedrohlich, weil die Gefahr einer unbeabsichtigten, nach Zeitpunkt, Ort und Ausmaß nicht vorhersehbaren Konfrontation unterschiedlicher Systeme, deren Strukturen nur sehr unvollständig erfassbar sind und deren Verhalten noch viel weniger steuerbar ist, ständig wächst. Auch ohne den Versuch quantitativer Extrapolation, wie sie von Meadows u.a. vorgelegt wurde, genügt schon eine ungefähre Richtungsbestimmung der industriellen Entwicklung, um zu erkennen, dass eine verhängnisdrohende Kollision zwischen Industrie- und Ökosystem unvermeidlich ist.

Über den Autor

August Quis, geboren am 21.2.1922 als Sudetendeutscher in Brättersdorf, Tschechoslowakei, heute Tschechien .

Nach dem Abitur am Gymnasium in Troppau wurde er 1941 zum Kriegsdienst eingezogen. Als Funker wurde er in Finnland, Südrussland und der Normandie eingesetzt, wo er 1944 schwere Verwundungen erlitt. Danach war er in Hannover beim zivilen Luftwarndienst, nach Kriegsende Umschulung fürs Baugewerbe in Stadthagen.

1947 zog er nach Puchheim bei München, wo seine Eltern als Flüchtlinge lebten, und begann das Architekturstudium an der Technischen Hochschule, das er 1952 als Diplom-Ingenieur abschloss. Kurz darauf heiratete er Dorothea Hackmann und gründete mit ihr eine Familie mit mittlerweile 6 Kindern. Bis zu seiner Bewerbung als Kreisbaurat in Lüchow 1959 war er als Baureferendar beim Universitätsbauamt und als Regierungsbaumeister beim Finanzbauamt in München tätig.

Seit 1960 lebte er mit seiner Familie in Kolborn bei Lüchow.

1965 wurde er zum Kreisoberbaurat, 1974 zum Kreisbaudirektor ernannt. 1982 wurde er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt.

Er starb im Alter von 88 Jahren am 1. Mai 2010.